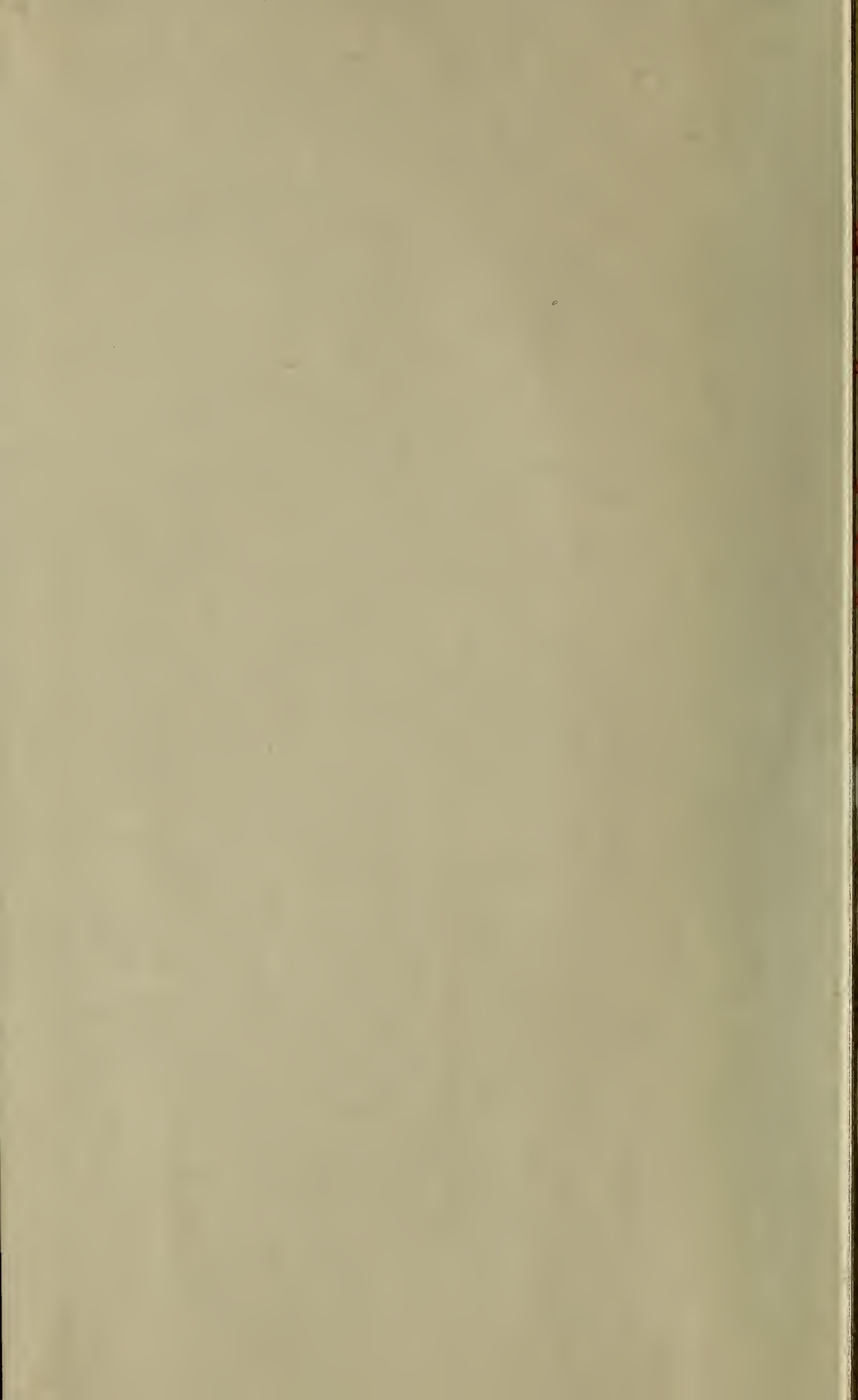
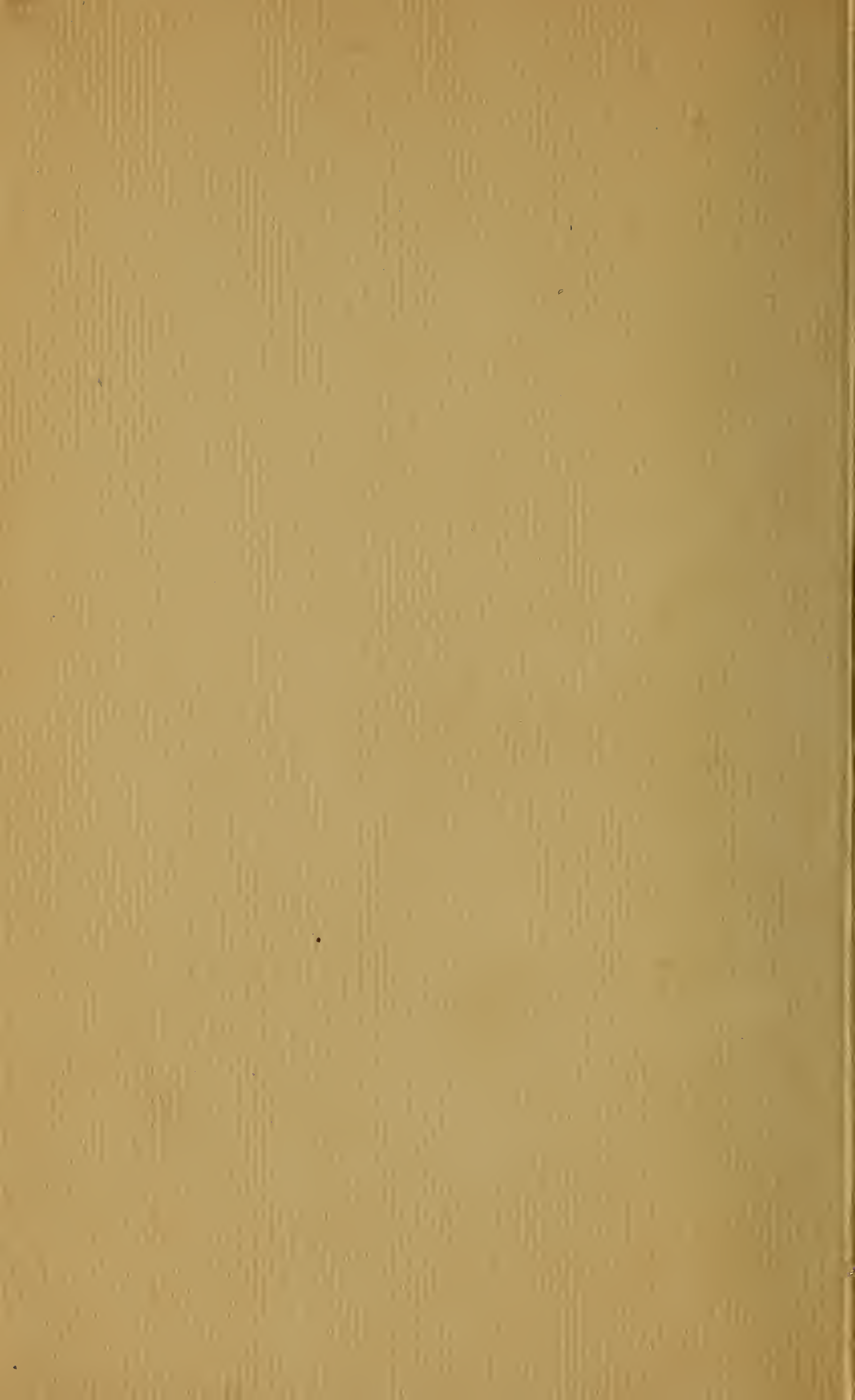







Togo und Kamerun
Eindrücke eines Abgeordneten
Mit 37 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers
Leipzig
Verlag von Wilhelm Weicher
·1905·



Togo und Kamerun



Togo und Kamerun

Eindrücke und Momentaufnahmen

Von

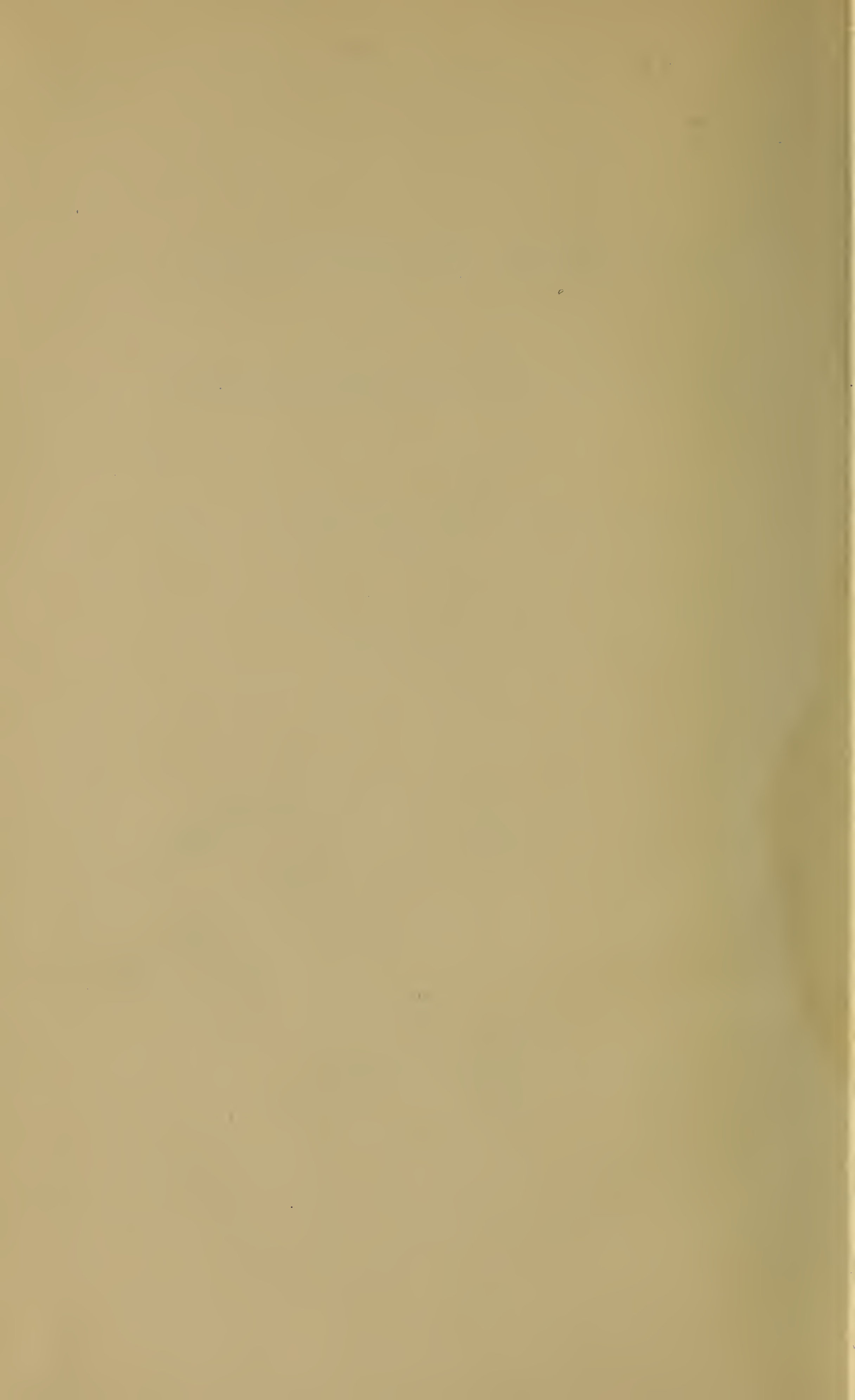
einem deutschen Abgeordneten

Mit 37 Vollbildern und einer Karte





Leipzig
Verlag von Wilhelm Weicher
1905.



Frau Gertrud Woermann

überreicht

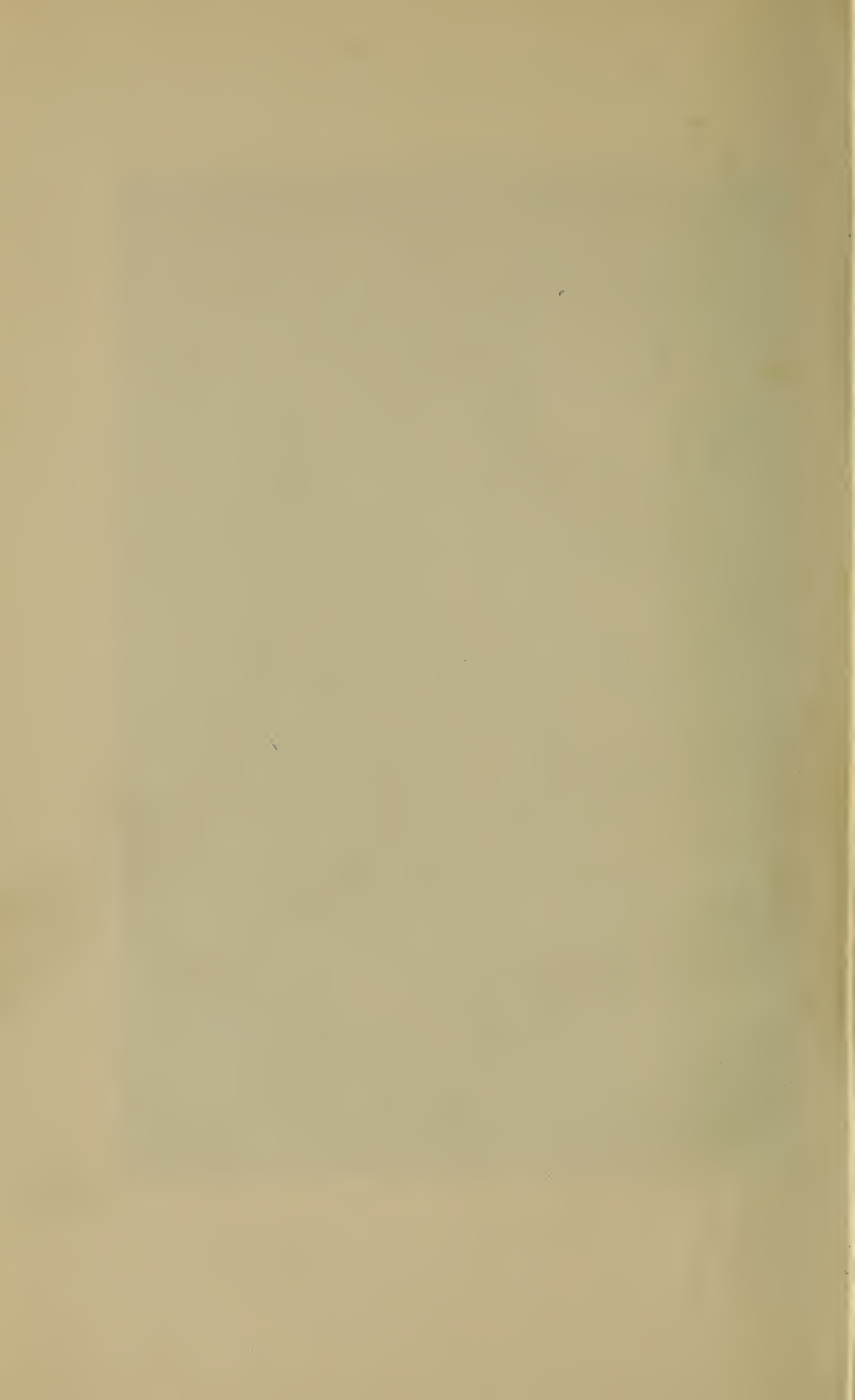
vom Verfasser.

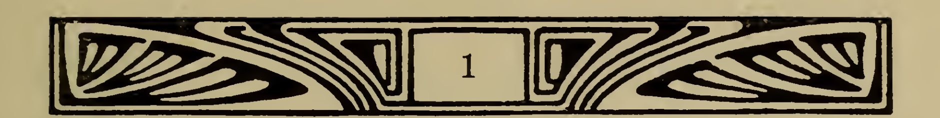


Verzeichnis der Bilder.



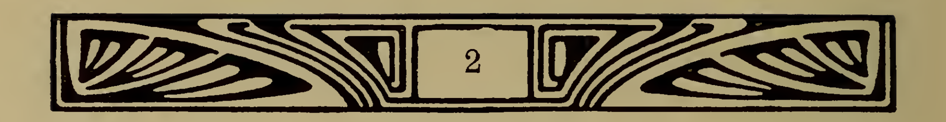
In der Laube am Vordeck der „Eleonore Woermann“.





Ich habe die Reise in die deutschen Kolonien von vornherein als einen Ausfluß meines Reichstagsmandates aufgefaßt. Es ist mir keineswegs leicht geworden, dem an mich herangetretenen Wunsch nachzukommen mit Rücksicht auf Gesundheit, Familie und Beruf. Jetzt aber, wo ich mein Tagebuch durchblättere, bedauere ich die Strapazen der Reise nicht mehr, denn das Ganze war doch glühend interessant, eine Zeit, in der man nicht nur gelebt, sondern vieles erlebt hat und in der wir alle mit einer Intensivität unsere Kenntnisse bereichert und unsere Urteilsfähigkeit geschärft haben, wie sie auch dem Abgeordneten, der lernen muß, in Kürze das Wesentliche zu erfassen, gewiß nur selten zuteil wird. Auf wiederholt an mich herangetretene Wünsche, meine Eindrücke über die deutschen Kolonien Togo und Kamerun herauszugeben, vervollständige ich hiermit nachträglich meine Tagebuchblätter für die Öffentlichkeit. Von der genauen Reihenfolge der Erlebnisse freilich will ich absehen, weil die historische Berichterstattung über den Verlauf der Reise anderweitig mehrfach erfolgt ist. Und auf die Gefahr, sprunghaft zu schreiben, will ich das Erlebte mit den Reflexionen verbinden, die ich selbst gleichzeitig oder später daran geknüpft habe.

Mein letzter Brief schloß mit dem Tod von Fries ab. Der erschütternde Eindruck auf uns wurde verstärkt durch



die Notwendigkeit, einen anderen Kollegen in die Heimat zu entlassen, dessen Weiterreise unter der Hitze der Tropen der uns begleitende und später attachierte Oberstabsarzt für ausgeschlossen gehalten hatte. Wer in die Tropen reisen will, muß eben gesund sein, weder körperlich noch geistig mit Sorgen oder sonst belastet. Daß er bejahrt sein kann, beweist das Beispiel unseres Seniors, eines Jünglings im weißen Haar. — Ergreifend war die Beisetzung von Fries, des Forstmannes aus dem Thüringerwald im deutschen Palmenwald der Tropen. Von der Stimmung, die über mich kam, als ich einen letzten Blick ins Schiffshospital geworfen hatte, wo in Eis gebettet die sterbliche Hülle des Kollegen eingesargt lag und nun die Schiffstreppe hinauf ans Deck kam, als ich dann plötzlich das Land Togo mit seinem Landungsplatz Lome, märchenhaft im Palmenschmuck, blendend im weißen Sonnenglanz vor mir liegen sah, auf Büchsenschußweite nur geschieden durch das blaue Meer und die weiße Brandung, unter den Fahnenstangen, die mit Girlanden geschmückt uns festlich empfangen sollten und nun halbstock die Trauerflaggen im Winde auswehen ließen, als halbstock die Flaggen an allen eigenen Masten wehten, als halbstock auch die beiden anderen deutschen Dampfer auf der Reede die deutschen Farben gehißt hatten – von dieser Stimmung können Tagebuchblätter nichts künden. Aber der Nachmittag des 25. August ist uns allen als der stärkste persönliche Eindruck ins Gedächtnis gegraben. Auf dem Verdeck wurde als Bahrtuch die deutsche Flagge ausgebreitet. Leise holten





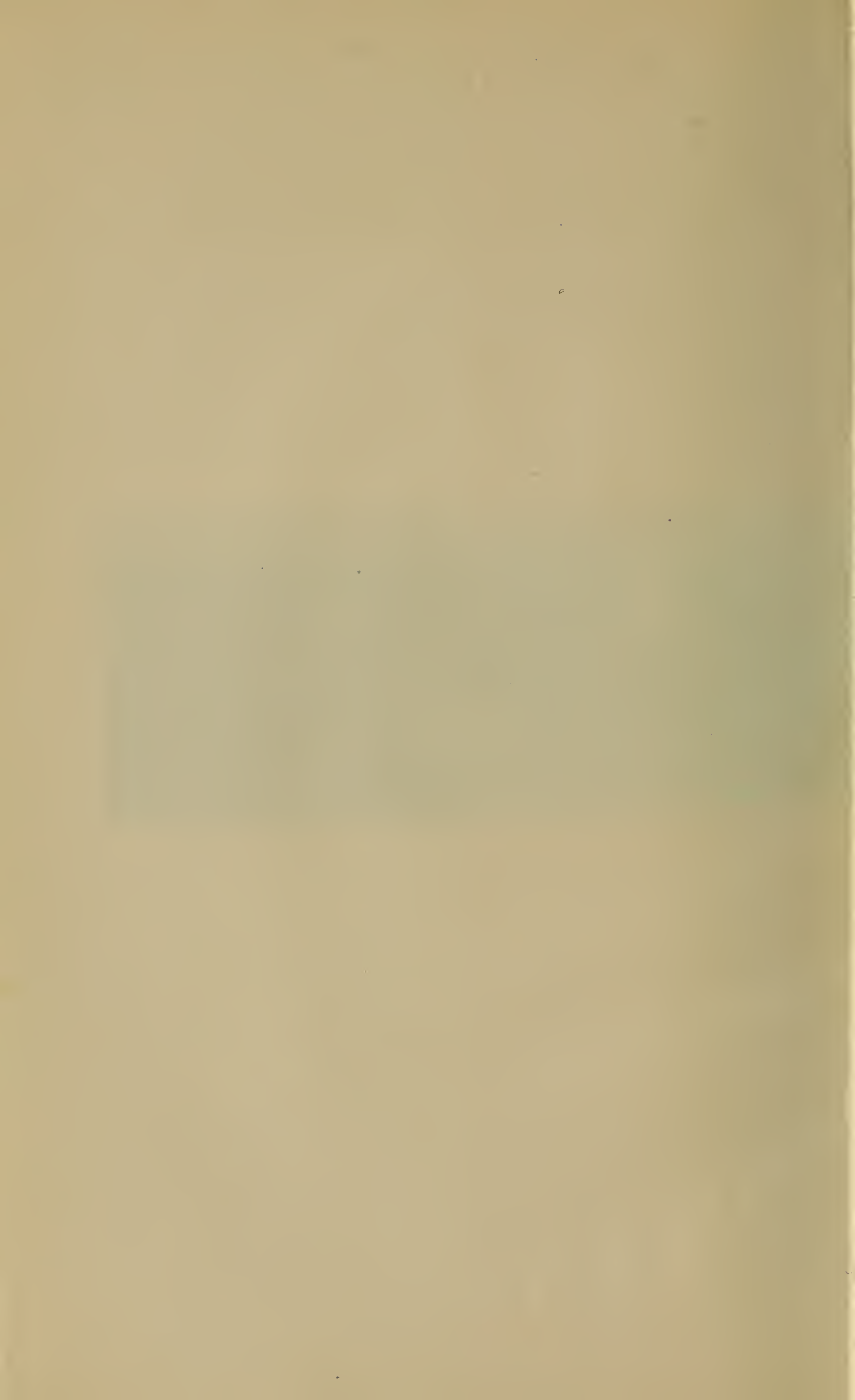
Lome.

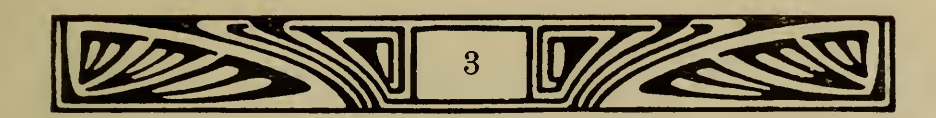




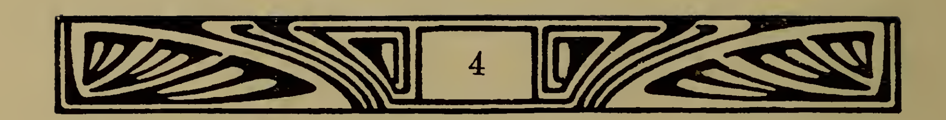


Lome.





wir den von den Schiffsoffizieren getragenen Sarg aus der Kammer. Der Kapitän selbst hielt sorglich das Seil, damit der Sarg sanft hinuntergleite in das im hohen Seegang schwankende weiße Brandungsboot. Es war ein Geleit besonderer Art, indem wir, selbst ausgebootet, folgten. Ein Trauergefolge alles in weiß. Nur als nach der Aufbahrung des Sarges die Trauerhandlung begann, trat die schwarze Farbe in ihr althergebrachtes Recht. Aber es waren nicht schwarze Kleider, sondern schwarze Menschen, Kinder der norddeutschen Mission, die den Choral sangen und dann als erste hinter dem Sarge gingen. Dann folgte der Gouverneur und wir, die Beamtenschaft, die Kaufmannschaft, die ganze Kolonie, einerlei welcher Farbe, welcher Nation und welcher Konfession. Das ist alter guter Kolonialbrauch, daß alle den Tod ehren, welcher hier plötzlicher als in der Heimat den Menschen antritt. Sie wissen es ja alle, daß ihnen morgen dasselbe Los beschieden sein kann, die herausgehen in die Tropen, die ihr Leben fristen unter dem schützenden, aber im längeren Gebrauch furchtbaren Chinin, die in der Malaria nur zu häufig auch das tödliche Schwarzwasserfieber zu fürchten haben. Durch die breite Straße des Negerdorfes geht der Zug, er schwenkt zur Rechten ein in einen Palmenhain hart an den Strand, vorbei an der Truppe der schwarzen Soldaten, welche die Ehrensalve feuern sollen. Wo das offene Grab sich auftut, wenigstens in deutscher, wenn auch nicht in der heimatlichen Erde, klingt das Rauschen der Palmen, vermischt mit dem Rauschen der



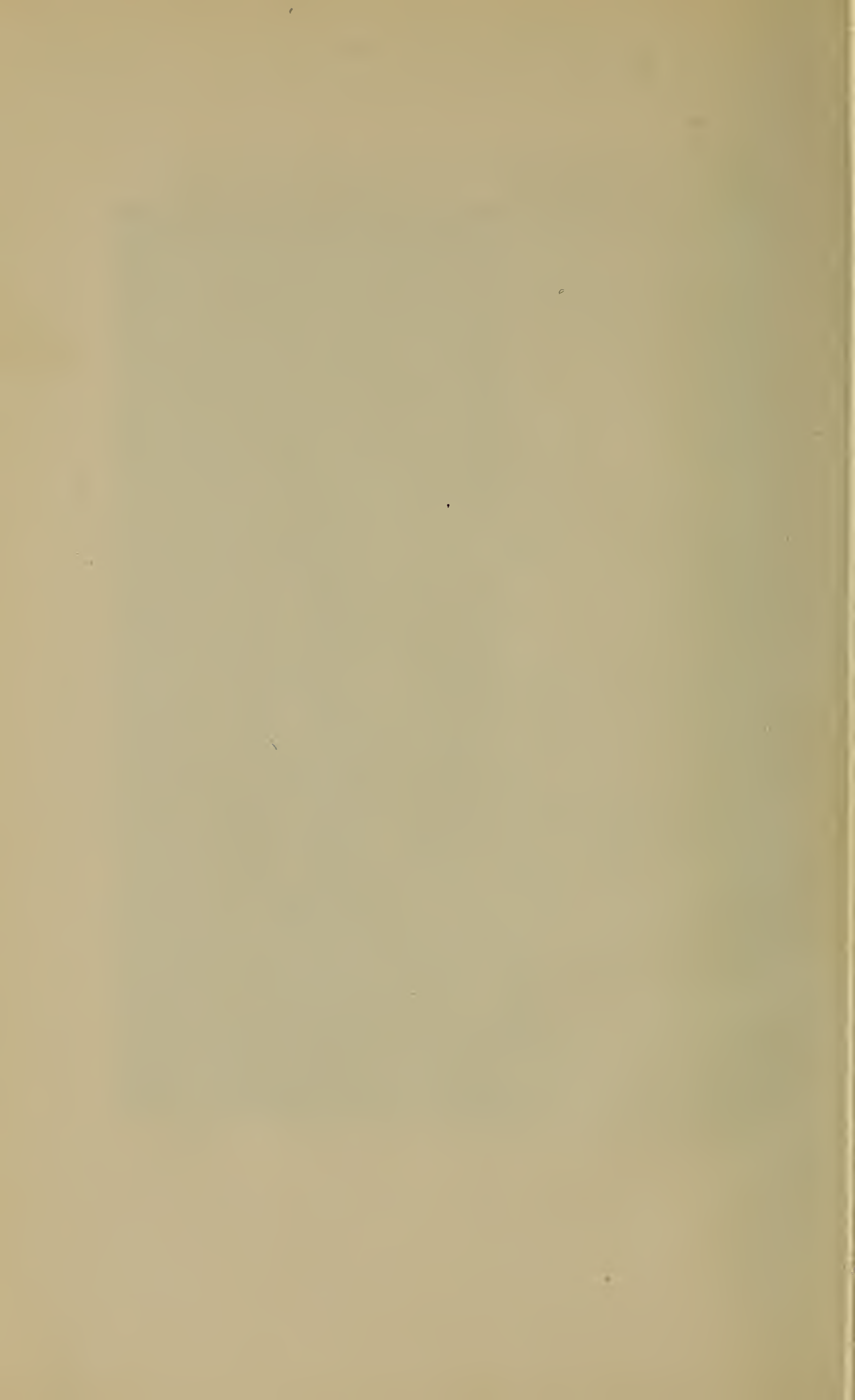
Meeresbrandung. Nachdem der Missionar an Stelle des Predigers seines Amtes gewaltet hat, spricht der Kollege Hagemann ergreifend die letzten Worte über das Grab des ersten deutschen Reichstagsabgeordneten, den die koloniale Erde deckt. Später hat der Gouverneur zeitweilig einen schwarzen Doppelposten an das Grab gestellt — wir haben eine photographische Skizze davon mit heimgenommen — und beide Male, wo unser Schiff bei einbrechender Nacht an der Stelle des Friedhofes vorbeigefahren ist, hat eine fürsorgende Hand dort mächtige Feuer entzündet, ein Wahrzeichen dafür, daß man des Grabes in der Kolonie nicht vergessen will.

Ich habe für ein Reiseerlebnis und für Andere den Vorgang vielleicht zu ausführlich geschildert, aber wenn es gilt, ein Ereignis nach seiner inneren Bedeutung für uns zu würdigen, war dies unumgänglich.

Der erste Eindruck, den Togo oder richtiger die Hauptstadt Lome vom Meere aus machte, war märchenhaft, wie aus Tausend und Einer Nacht. Die Kokospalme will für ihr Gedeihen die dauernde Bewegung in der Meeresbrise und womöglich Brackwasser an der Wurzel. Eine Kokosnuß in Togo in den Dünensand gelegt, gibt in wenigen Jahren die anmutige formengefällige Pflanze. Kein Wunder daher, daß schon heute an dem hellen Küstenstrich die weiß glänzenden Gebäude umgeben sind von lieblichem Grün. Die Häuser selbst sind gut gehalten, sauber und vielfach vornehm. Im Vordergrunde steht das alte Gouvernementsgebäude, die breite Strandstraße



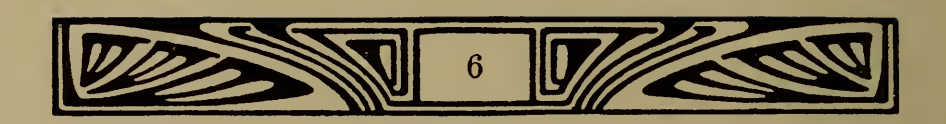
Grab des Abgeordneten Fries in Lome.





entlang liegen die Baulichkeiten der Verwaltung, nach links, fernhin hinter einem jungen Lärchenwald leuchtet das neue stolze Gouvernement. Lärchenwald in den Tropen? — Von den Südseeinseln her hat vor fünf Jahren eine kundige Hand kleine Lärchenbäume auf eine größere Strecke gepflanzt, die jetzt, durchschnitten von einem schmalspurigen Bahnstrang, sich von Lome bis zu dem neuen Gouvernement ausdehnt. In diesen fünf Jahren aber ist dort ein Lärchenwald entstanden, wie ihn der deutsche Boden etwa in 20 Jahren hervorbringt. Schwarze Polizeisoldaten fuhren uns über das Geleise auf leichten Eisenbahnwägelchen durch diesen Wald, als wir dem Gouverneur zuerst unseren Besuch machten.

Graf Zech erschien auf der Treppe seines Hauses, ein liebenswürdiger Süddeutscher, anspruchslos, einfach und doch eine Persönlichkeit, wie man sie an der hohen Stelle, die er bekleidet, zu finden wünscht. Schon hat Togo sich in den 30 Jahren, insbesondere aber in dem letzten Dezennium, erfreulich entwickelt. Wir aber haben den Eindruck gewonnen, daß diese Entwicklung unter dem Regimente dieses Gouverneurs, das man auch fühlt, einerlei, ob man mit Verwaltungsbeamten, Kaufleuten oder mit Missionaren spricht, in seiner Entwicklung nicht zurückbleiben wird. Besonders erfreulich aber war das angenehme Verhältnis des Gouverneurs zu den in Togo domizilierten Kaufleuten. Daß bei der Bahneröffnung nächsten Tages der Gouverneur selbst denselben die Anerkennung aussprach, sie hätten wesentlich zur Ermöglichung der Bahn beigetragen, hat uns sehr sympathisch

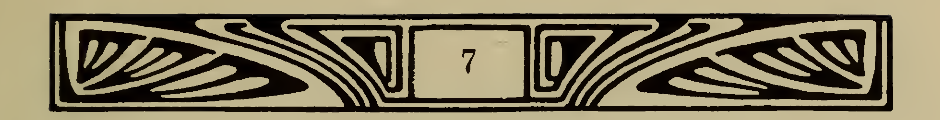


berührt und ich freute mich, daß ich im Auftrage der Kollegen in unserer Ansprache Gelegenheit hatte, diese Kundgebung besonders zu unterstreichen. Wiederholt wurden wir in dem neuen Gouvernementsgebäude, welches sich, ein gewaltiger Zementbau, massiv und ernst von der Umgebung abhebt, in den drei Tagen unseres Aufenthalts gastlich empfangen. Das Gebäude enthält, wenigstens in seinen Empfangsräumen, nicht Zimmer, sondern Hallen mit hohen Gewölben — alles weiß, kaum irgend ein Geräusch, weithin der Blick über das einsame Land und übers Meer — eine Sarastrostimmung liegt über dem Ganzen. Von dem feierlichen Begrüßungsmahle am zweiten Tage ist mir wohltuend die schlichte Kost und dazu eine schwarze Ordonnanz in der Erinnerung geblieben, welche in dem hohen Torbogen in der dunklen Portiere stand mit der gelben Bekleidung, dem roten Gürtel und dem roten Fez. Sie überwachte wohl die lautlos auf bloßen Füßen kommende und gehende Bedienung. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn plötzlich neben dem Teller ein schwarzer Arm die Speise bietet, ohne daß man ein Rauschen oder eine Bewegung gehört hätte, die das Gespräch beinträchtigt. Meine Ordonnanz aber im hohen Torbogen schien andererseits keinen Blick von dem neben mir sitzenden Gouverneur abzuwenden. Sie kam mir vor wie ein schwarzer Leibsklave, der nur seinen Herrn zu behüten hat. Graf Zech freilich wollte von diesem Ausdruck nichts wissen, ich bin aber dauernd dabei geblieben. Es sind herrliche Erscheinungen, diese Togoneger. Einen riesigen Unteroffizier, der stramm stand, als ich an ihm vorbeiging, habe



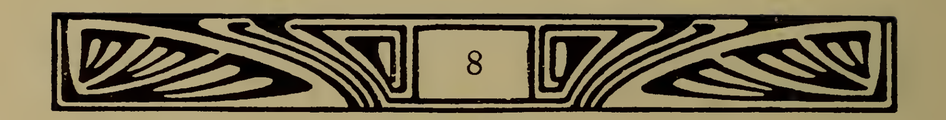
Togo. — Polizeitruppe.





ich in meinem Photographiekasten mit heimgenommen. Den letzteren trug ein schwarzer Knabe mir immer nach, — Mensa — den ich von Togo auf die Reise mitgenommen, aber auf der Rückkehr wieder abgeliefert habe. Man tut den schwarzen Menschen keinen Gefallen, wenn man sie mit in den deutschen Norden nimmt, es sei denn, daß man sie nicht zu seiner Bedienung gebraucht, sondern sie als Handwerker speziell ausbilden läßt. Ähnliches habe ich nächsten Tages auch dem großen Togoneger Olympio klar gemacht, in dessen weit angelegter Faktorei ich die Kleidung für meinen Mensa einkaufte.

Freilich hat auch das Gouvernement in Togo selbst Handwerksstuben. Wir sahen schwarze Tischler und Schmiede, die schlank mit modernen Werkzeugen arbeiteten. Übrigens wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß nicht die Togoneger schon selbst eine gewisse Kultur hätten. Wir haben als Gastgeschenk vom Gouverneur einheimische Baumwollenstoffe erhalten, die allerdings zu einem Bekleidungsstoff in unserem Sinne erst dadurch werden, daß die langen schmalen Streifen aneinander genäht sind. Aber einfache Handwebereien habe ich selbst gesehen. Verwöhnter sind schon die Haussa, die aus dem fernen Inneren Afrikas hier erscheinen mit ihren blau gefärbten Augenlidern, ihren langen Gewändern, kunstvollen Speeren, relativ fein gearbeiteten Schwertern und Dolchen. Später sahen wir sie im Innern von Kamerun wieder, insbesondere in Jabassi, wo jenseits des Wuriflusses ein ganzes Haussadorf liegt. Sie begrüßten uns durch ihre Häuptlinge in Jabassi mit tiefen, sehr ehrerbietigen Verbeugungen, weil



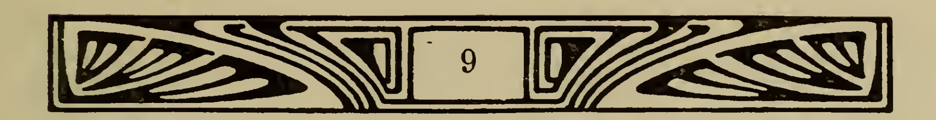
sie von den „big men“, die kommen sollten, gehört hatten, und wiesen mit den Händen auf die andere Seite des Flusses, wo in gewaltigem Galopp und mit fliegendem Burnus der Oberhäuptling zu Pferde den Berg herabgesprengt kam. Leider hatten wir dort keine Zeit, ihn speziell zu empfangen.

Von dem Küstenweg in Lome führt eine breite Straße ins eigentliche Negerdorf, mit gelbem Sand beschüttet, die Seitenstraßen erscheinen grau. Auf diesem Hauptwege kommt man auf den eigentlichen Marktplatz, dort aber hat man schon Gelegenheit, zu sehen, was Togo produziert. Der Klein= und Großmarkt läuft durcheinander. Verkaufende Negerfrauen hocken auf dem Boden, auf ihnen hockt am Ende des Rückens der schlafende Säugling. Er schläft weiter, ob auch die Mutter bei ihrer Ware arbeitet, oder wie ich es an anderer Stelle gesehen habe, wäscht und sich heftig bewegt. Die kleinen Beinchen umklammern die Lenden, ein über der Brust befestigtes Tuch hält den Rücken des Kindes. Es sind freilich Säuglinge bis zu drei Jahren. Ich habe an Bord gesehen, daß ein solches Baby ein Stück Brot in der Hand hatte und aufaß, sich die harte Kost aber nach Säuglingsart mit einem Trunk von der Mutter von Zeit zu Zeit weicher machte. Die Negerin nährt in der Tat die Kinder weit länger als die weiße Frau, die Vielweiberei mag bis zu einem gewissen Grade darin begründet sein.

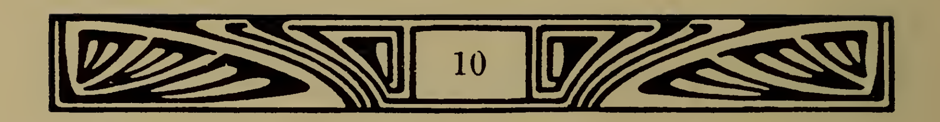
Der große Markt bietet zurzeit besonders Mais. Der in kleinen Mengen vorkommende Gummi (Dehligummi) ist von bester Qualität, er wird mit 10 1/2 Mk. per Kilo bezahlt, er=

Dorfstraße in Togo.





reicht also beinahe den Wert des brasilianischen Paragummis. Demgegenüber soll der Kameruner Gummi minderwertig sein; er bringt, so viel ich weiß, Mk. 6.— bis 7.— per Kilo. Besonders interessant ist neuerdings die Maisproduktion durch den erheblichen Export geworden, der sich eigentlich erst seit zwei Jahren in Lome eingefunden hat. Gewaltige Fässer voll des großkörnigen, nahezu weißen Getreides stehen in der Nähe der Häuser der Faktoreien, die wesentlich Bremer Firmen — Togo ist eigentlich eine Bremer Kolonie — an der Hauptstraße errichtet haben. Zwei Strohgebinde oder Kalabassen übereinander von Mais auf dem Kopfe, so kommt eine junge schwarze Togoschöne die Landstraße daher, rechts und links umgaukelt und um die Taille gefaßt von einem schwarzen Clerk eines der um die Ware konkurrierenden Geschäfte. Kräftig fällt ihr ebenmäßiger Wuchs ins Auge des Fremden. Aber den Zutreiber interessiert er wohl weniger als die Traglast auf dem Kopfe, die den Körper des Weibes schön zur Entwicklung gelangen läßt. Unsere schwarze Schöne ist aber keineswegs etwa den Liebenswürdigkeiten ohne weiteres zugänglich. Sie will ihr Geschäft machen. Sie läßt die Körbe wiegen, fragt nach dem Preisangebot und zieht mit einem verächtlichen Mund- und Nasenrümpfen ab, weil ihr das Angebot zu niedrig erscheint. Immerhin wird noch in Togo ein gutes Geschäft gemacht, denn der Artikel ist begehrt. Der Mais soll von bester Qualität sein. Ich halte es für ein großes Glück, daß der Maisgewinnung in der Kolonie anscheinend eine erhebliche Zukunft bevorsteht. Viel und gern



arbeiten mag auch der Togoneger nicht, wenn er auch höher steht als der Schwarze in Kamerun. Der leichte Lateritboden im Hinterland bedarf aber zu dieser Produktion keiner besonderen Bearbeitung. Weithin sahen wir nächsten Tages auf der Fahrt ins Innere Maisanpflanzungen mitten im Busch. Unordentlich, wo Platz war, hat man das Maiskorn hingeworfen. Aber was an Arbeit fehlt, besorgt eben die gütige Natur. Wir wollen froh sein, wenn der Neger nur freiwillig den Mais erntet, mit dem Erlös Einkäufe macht, sich dadurch an Bedürfnisse mehr und mehr gewöhnt, und wenn die Bedürfnisse, die er nicht entbehren mag, ihn allmählich immer mehr zur Arbeit zwingen. Denn das ist die natürliche Entwicklung aller Negerarbeit und insbesondere aller Negerkulturen. Der Schwarze muß Bedürfnisse bekommen, damit er arbeiten lernt und wenn es nur der Wunsch nach den Perlen und den Spiegeln ist, mit dem irgend ein Syrier auf dem Markt Kleinhandel treibt. Je mehr die natürlichsten und einfachsten Produkte des Landes angebaut werden, umso eher wird die Deutschwestafrikabank, die in Togo heute nur ein kleines weißes Häuschen hat, in absehbarer Zeit ein Gebäude aufrichten müssen, wie sonst das Mutterhaus, die Dresdner Bank, sie ihren Filialen zu errichten pflegt.

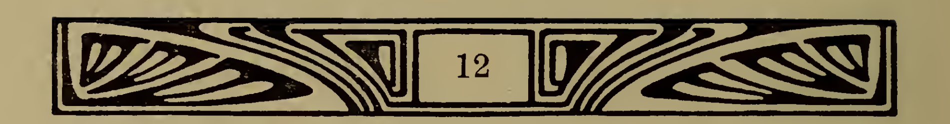
Freilich bin ich weit entfernt, nicht auch den Wunsch zu haben, daß die Kolonie Togo möglichst schnell die Hoffnungen rechtfertigt, die jetzt bezüglich eines kostbareren Landesproduktes an sie geknüdft werden. Unsere Fahrt ins Innere am nächsten Tage hat uns gezeigt, daß es kein leerer Wahn mehr ist, wenn



Togo. — Maisträgerin.



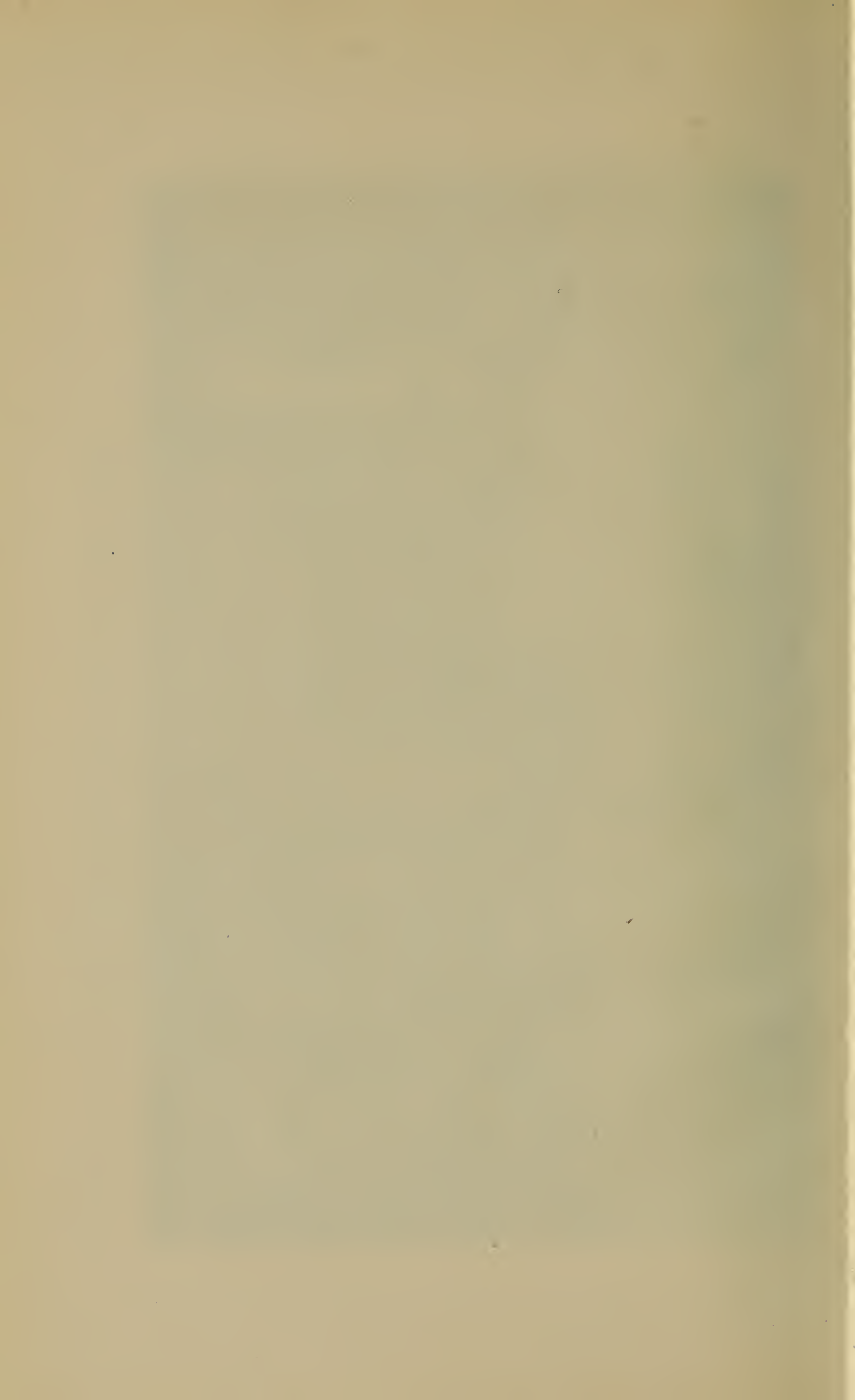
man die Kultur der Baumwolle für Togos Zukunft an die erste Stelle rückt. Auf dem ersten Eisenbahnzuge waren wir von Lome nach Noepe ins Innere gelangt. Es war ein gewissermaßen historischer Akt, als wir am 27. August d. J. die erste deutsche Kolonial-Inlandbahn eröffnet hatten. Palmengeschmückt wurde unser Zug — zwei Güterwagen mit eingesetzten Tischen und Stühlen, — abgelassen. Mit langen Augen spähten wir hinaus in das afrikanische Inland, das sich zum erstenmal unseren Blicken auftat. Eine weite Ebene, brauner Lateritboden — zwischen hohem Busch Borassuspalmen. Für uns war es ein erstes Hineinfühlen in die Seele des Landes der Ölpalmen, des Gummis, der Maisgewinnung und der Baumwolle. Der Zug erreichte Noepe, den Endpunkt der bis jetzt fertiggestellten Strecke; bis Palime ist die Bahn weiter in Arbeit. Die Firma Lenz & Co., deren Chef, Geheimrat Lenz, unter uns war, hat die Bahn gebaut, und es ist ein gutes Werk geworden, das unter der Leitung der beiden Baumeister Neumann und Reichow dort entstanden ist. Wir haben den Vergleich gezogen von Lagos aus, wo wir auf einer ähnlichen Bahn, die heute bis Ibadan führt, ins Innere der englischen Kolonie gefahren sind, und wir brauchen uns der deutschen Leistung nicht zu schämen. Als der Zug mitten in das Negerdorf Noepe einlief, das zugleich den Markt für die Umgebung bildet, empfing ihn ein Jubelgeschrei ohnegleichen. Von dem etwas hoch liegenden Bahnkörper sah man mitten hinein in die unzähligen Negergehöfte, wo alles sich an den nächsten Ausgang drängte, um



uns zuzurufen und zuzujauchzen wie die Kinder auf dem Spielplatze einer Volksschule, an der zum ersten Male ein Automobil vorbeifährt. Ein Gewühl und Gewimmel von schwarzen Menschen, so daß das Auge außerstande war, auf dem Einzelnen zu haften. Ein ohrenbetäubender Lärm, aber herzerquickend die helle Freude auf allen Gesichtern. Man fühlte, man war nicht in Südwestafrika unter unzufriedenen Negern, sondern unter einer kindlich fröhlichen Bevölkerung. Die Hunderte von schwarzen Arbeitern, welche mit Palmenzweigen in langer Reihe der Haltestelle gegenüber aufgestellt waren, haben bei dem Bau der Bahn jedenfalls eins gelernt — den Segen der Arbeit. Inmitten des großen freien Viereckes war ein riesiger Termitenhaufen stehen geblieben, mit Palmen geschmückt und oben darauf eine kleine deutsche Flagge. Im Hintergrunde sah man auch hier den Marktplatz mit dem Gewimmel der schwarzen Händlerinnen. Zur Rechten aber waren „Potemkinsche Dörfer" aufgebaut, wie der Gouverneur lächelnd selbst sagte. Bei unserer Ausreise, welche von einzelnen Zeitungen anfänglich als eine Spritztour, allmählich als die Afrikafahrt von Abgeordneten, dann als eine Studienreise der Abgeordneten mit steigender Hochachtung behandelt war, bis man heute bereit ist, uns als eine sogenannte freie Kommission des Reichstages einzutaxieren, hatten sehr kluge Leute uns vorausgesagt, wir würden nur Potemkinsche Dörfer zu sehen bekommen, das, was die Regierung uns zu zeigen belieben würde. Graf Zech mochte davon gehört haben. Er hatte uns aber die

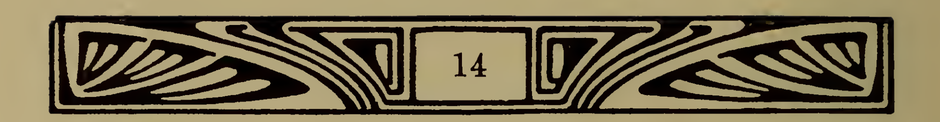


Erster Baumwollenzug aus dem Innern von Togo. (Noepe.)



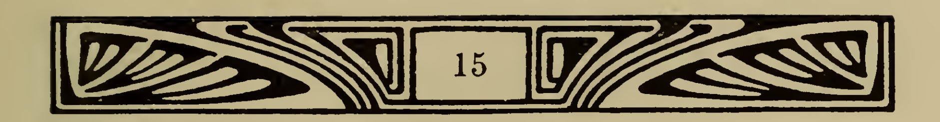


Freude machen wollen, den ersten Baumwollenzug selbst aus dem Innern an die Küste zu bringen und bezeichnete das Verladen der großen Partie Togobaumwolle auf die Wagen, die unserem Zuge angehängt werden sollten, nun selbst als ein solches Potemkinsches Dorf. Gewiß, es war das kein Markt, der etwa regelmäßig wiederkehrt, aber wo eine Partie Baumwolle gewachsen ist, wie die von uns verladene oder eine solche, wie ich sie am Quai in Hamburg aus dem Woermann-Dampfer habe löschen sehen, da ist man aus dem Stadium des Experimentes und Versuches heraus, da darf bereits von wirklicher Produktion geredet werden. Wenn aber Baumwolle in größerem Umfange in Togo dauernd produziert wird, so ist das eine Tatsache von größter Tragweite für unser wirtschaftliches Leben, ein Ausblick in die Zukunft dahin, daß unsere Spinnereien vielleicht allmählich, wenigstens teilweise unabhängig werden von den Vereinigten Staaten Nordamerikas, und was das bedeuten würde, danach mag man die Millionenbetriebe der Spinnereien in Sachsen oder im Elsaß fragen und die Tausend und Abertausend von deutschen Arbeitern, die in der Heimat durch sie ihr Brot finden. Freilich kann ich hier eine Bemerkung nicht unterdrücken. Man pflegt für den deutschen Baumwollenbau und die Möglichkeit, denselben konkurrenzfähig zu machen, heute von den Durchschnittspreisen auszugehen, die für Baumwolle im allgemeinen erzielt werden und gelangt bei solcher Berechnung leicht dazu, nach Abzug der Aufwendungen für Fracht und sonstige Spesen einen Preis für das Produkt



an Ort und Stelle möglich zu erachten, der doch tatsächlich nur zu erzielen ist, solange der Weltmarkt in Baumwolle durch die deutsche Produktion nicht belastet wird. Man wird sich aber für die Zukunft anzulegender Baumwollenplantagen nicht darüber unklar sein dürfen, daß in demselben Augenblick, wo die Produktion unserer Kolonie eine wirkliche Konkurrenz bedeutet, Amerika in der Lage sein dürfte, die Preise für Baumwolle erheblich zu werfen. Ich zweifle übrigens nicht, daß das kolonialwirtschaftliche Komitee auch diesem Umstande rechtzeitig Rechnung tragen wird. Seine auf die Förderung der Baumwollenkultur gerichteten Bestrebungen in den deutschen Kolonien können meines Erachtens nicht kräftig genug unterstützt werden.

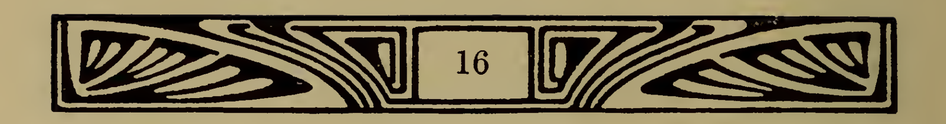
Und nun zum Kapitel der Mission in Togo. Schon an Bord waren wir auf die Mission dadurch hingewiesen, daß einerseits ein protestantischer Missionar mit seiner Frau gerade nach Togo hinausging und eben dorthin drei Schwestern vom Heiligen Geist mit einem Priester. Es war unausbleiblich, daß man zwischen dem, was beide Missionen dort leisteten, eine Parallele zog. Die Katholiken haben in Lome einen Präfekten und sogar, was besonders erfreulich für das Auge ist, eine hoch aus der Umgebung herausragende Kirche (vom Herzen Jesu), die mit ihrem schlanken weißen Turm weither vom Meere aus sichtbar ist. Sie ist auch innerlich überaus reizvoll ausgestattet. Jünglingen zum Vorbild eine Statue des Aloysius, ferner eine rührende Statue der Jungfrau oder eines weiblichen Schutzengels mit einem Mohrenkind, hohe



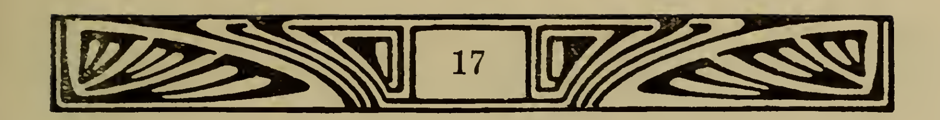
Fenstermalereien, darauf neben der Dreieinigkeit und Christus die Allegorie für die Taufe, auch die Übertragung der Schlüsselgewalt an Petrus. Bruder Johannes hat die Kirche in 13 Jahren erbaut. Mit berechtigtem Stolz stellte der Präfekt Bücking ihn uns vor. Hinter der katholischen Kirche war ein Bläserchor von schwarzen Bläsern aufgestellt, die uns eigentlich ein Ständchen bringen wollten, wie mir später Präfekt Bücking sagte, was aber mangels Zeit nicht mehr stattfinden konnte. Mir hat leid getan, hier und überhaupt, daß nicht Kollegen vom Zentrum mit uns gereist waren, sie würden ihre berechtigte Freude hier gehabt haben.

Unsere protestantische Richtung wird in Togo wesentlich durch die sogenannte norddeutsche (Bremer Mission) vertreten. Freilich entbehrt sie noch der Kirche, denn sie hat offenbar nicht soviel Geld zur Verfügung wie die katholische. Das merkte man auch an sonstigen Äußerlichkeiten, die geeignet sind, den Negern die neue Religion vertraulich und lieb zu machen. Aber innerlich haben wir uns doch gefreut über den opferwilligen idealen Geist auch unserer Missionare. Zugunsten der norddeutschen Mission ist mir im Gegensatz zu der Baseler Mission besonders wohltuend gewesen, daß sie, soviel ich weiß, keine kaufmännischen Geschäfte betreibt. Das hat sie mit der katholischen Mission gemeinsam und das hebt sie in meinen Augen besonders hoch.

Speziell interessant war der Vergleich der beiden Missionsschulen. Der äußere Anblick war etwa derselbe. Soweit wir darüber in den wenigen Stunden, die wir den Schulen an

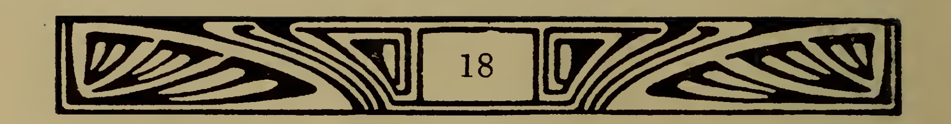


jedem Platze nur widmen konnten, ein Urteil gewannen, waren auch die Leistungen ungefähr gleichwertig. Freilich waren einzelne Züge doch charakteristisch. Die norddeutsche Missionsschule kultivierte die vaterländische Geschichte, der Lehrgegenstand war der Kaiser und die Prinzessinnen, die Kleinsten sprachen im Chor anfangs: „Der Kaiser ist ser tettich" (der Kaiser ist sehr tätig). Den Begriff der rastlosen Arbeit mit unserem Kaiser zu verbinden, ist nicht nur innerlich wahr, sondern gewiß sehr lehrreich für den Neger, der erst den hohen Wert der Arbeit lernen soll. Kleine Knaben und Mädchen waren nicht getrennt. Mit einem Ruck standen sie gemeinsam auf, als wir eintraten mit dem lauten Wunsch: „Guten Morgen!" Wie alt die Kinder waren? Ich weiß es so wenig wie sie selbst, denn auf diese Frage kann das Negerkind ein= für allemal keine Antwort geben. Sie wissen es eben nicht. Gesungen wurde in der protestantischen Missionsschule „Deutschland, Deutschland über alles". Es klang etwas larmoyant. Und hier nun gleich der Gegensatz zu der in diesem Punkte geschickteren katholischen Mission. Was sangen die? „Bäuerlein, Bäuerlein tick tick tack". Das Lied von Taubert etwas vereinfacht. Mit feinem Verständnis hat die deutsche katholische Missionsleitung (denn man wußte in Togo nichts von dem Komponisten) das Gefühl des Negers für Rhythmus und Takt bei der Auswahl zugrunde gelegt. Es war dies gut beobachtet, wenn man daran denkt, daß die Neger schon in ihrer bekannten Trommelsprache ein ausgeprägtes Taktgefühl zu erkennen geben. Darum klang auch das Liedchen



ausgezeichnet. Ich war so entzückt, daß ich dem Präfekten in Aussicht gestellt habe, ihm einige andere Taubertsche Lieder gleichen Charakters zu übersenden, die ich natürlich auch unserer Missionsschule zugehen lassen werde. Die Schülerzahl in den Klassen wird naturgemäß geringer, je weiter man nach oben kommt. Sie mochte in der untersten Klasse 20 bis 30 betragen. Die Klassen aber saßen zusammen in demselben Saal. Aufgehängt war eine Karte von Afrika, für den Anschauungsunterricht Bilder von einem deutschen Bauernhaus, schneebedeckte Berge, blühende Fruchtbäume — also Wunderdinge für die Negerkinder. Wenn sie beim Antworten aufstehen mußten, drückten sie sich ebenso aus der Bank heraus wie unsere Jungens. Auch das Aufzeigen war genau so zaghaft wie bei unseren Kindern, wenn sie etwas nicht genau wissen. Oben in dem Schulhaus waren getrennt von den Knaben die Mädchen untergebracht. Sie sangen nach der rührenden Melodie „Morgen muß ich fort von hier" ein mir unbekanntes Liedchen „Seht die Lilien auf dem Feld." Ich fürchte aber, daß es mit der Unschuld der Mädchen, von denen einzelne bereits recht ausgewachsen waren, bei den Verhältnissen, die auch die Mission berücksichtigen muß, wenn sie sich nicht zu früh in Gegensatz zu dem Althergebrachten setzen will, nicht ganz weit her ist. Auch die späteren Beobachtungen in den weiblichen Missionsschulen haben gezeigt: „ländlich, sittlich".

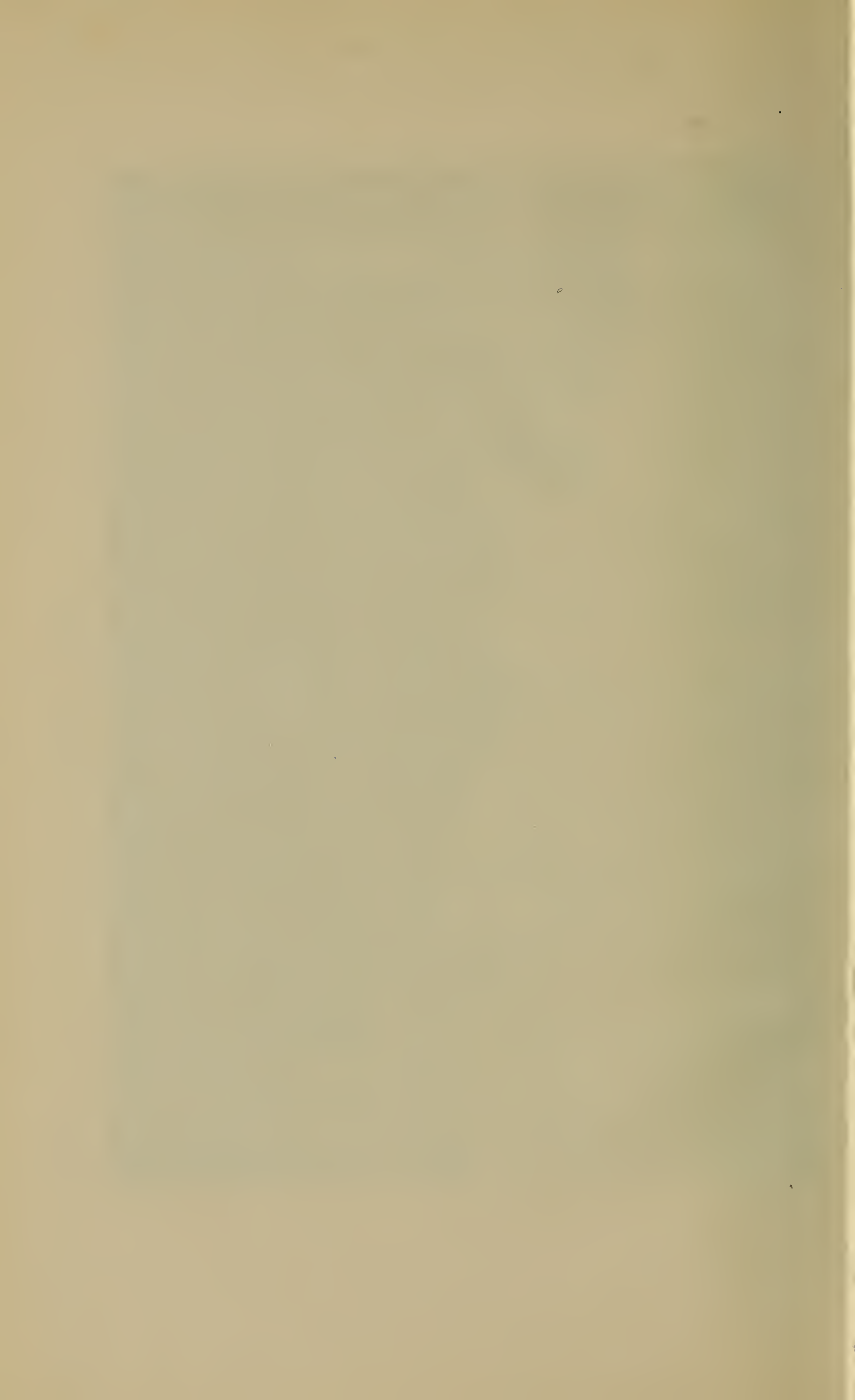
Nicht uninteressant war endlich den Missionsschulen gegenüber die Einrichtung der sogenannten Regierungsschule, die interkonfessionell, im wesentlichen ein Internat für Söhne



von Häuptlingen aus dem Hinterland ist. An den Wänden hingen gute Karten von Afrika und Togo, auch von Europa, der Rhein bei Bingen, das Kyffhäuserdenkmal, der Rheinfall, der Thüringer Wald, der Dom zu Köln, die Zugspitze am Eibsee, Schreibers Wandtafeln zur Veranschaulichung geographischer Grundbegriffe, auf der schwarzen Tafel fand sich „das Schwein" in Kreide. Hier war auch ein Harmonium. Unter des Lehrers Begleitung sangen die Knaben „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" und der Lehrer ließ nichts durchgehen. Als die Sache unrein wurde, brach er ab und fing von vorne an. Alles machte einen strammen Eindruck — nichts von Pose.

Ich kann begreifen, daß Kaufleute und Diplomaten nicht gerade von der Anwesenheit der Mission entzückt sind. Erstere vor allem, wenn sie, wie in der Baseler Mission in Kamerun, in derselben eine Konkurrenz erblicken müssen, letztere, weil sich naturgemäß bei Aufständen leicht die ungebändigte Wut der Eingeborenen gegen die Missionare wendet, und doch gerade sie mit ihrem idealen Streben das größte Recht darauf haben, den Schutz unserer Nation zu finden, eben darum aber am leichtesten den Ausgangspunkt für eine staatliche Intervention bilden. Aber wer wie wir auf dem Markt in Lome einen völlig nackten, von Staub und Schmutz bedeckten alten Neger unter entsetzlichen Gliederverrenkungen und Grimassen „Fetisch machen" sah und dazu das stupide schamlose Lachen der Marktweiber hörte, wer ferner in dem Neger nicht das Tier, sondern den Menschen in einer Art

Anecho. — Lagune.



Kindesgestalt erblickt, wer an die Entwicklungsfähigkeit des Negers glauben muß, nachdem er andere westafrikanische Kolonien gesehen hat, der wird doch zugeben müssen, daß es eines der höchsten Ideale ist und bleibt, den Fetischglauben zu beseitigen und die Gotteserkenntnis dafür an die Stelle zu setzen mit den Folgen, die wir als Kultur bezeichnen. Weitere Reflexionen daran zu knüpfen, ist allerdings bedenklich. Es gibt Stimmen, welche sagen, die für den Neger geeignetste Religion sei der Islam, schon weil die höher entwickelten Stämme im Inneren Afrikas, insbesondere die Haussa und Fullah, ihm huldigen. Aber daß Deutschland in seinen Kolonien den Islam fördern solle, ist doch ernsthaft nicht zu verlangen. Daß andererseits der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten die christliche Auffassung unter den Negern nicht fördern kann, ist Selbstverstand. Die deutschen Kolonien aber etwa unter beide christliche Konfessionen zu teilen, so daß die Gegensätze nicht hervortreten, wäre vielleicht praktisch, aber ich fürchte, daß insbesondere der katholische Klerus aus prinzipiellen Gründen dem nicht zustimmen kann, trotzdem man gerade dieser Aufgabe der Negerkultur gegenüber sowohl auf unserer wie auf jener Seite vielleicht am ehesten Toleranz lernen könnte. So wie die Dinge liegen, wird man sie zurzeit gehen lassen und dankbar sein müssen, wenn, wie es den Anschein hat, in gutem gegenseitigen Einvernehmen opferwillige Männer und Frauen beider Konfessionen die idealen Ziele in unseren Kolonien hochhalten. Möglich, daß die spätere Zukunft für die Neger in der inter=

2*



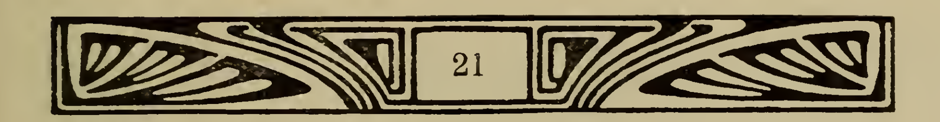
konfessionellen Schule liegt und daß damit eine andere Zone und künftige Geschlechter zu überwinden verstehen, was unsere alte Kultur ein halbes Jahrtausend hindurch auszugleichen nicht vermocht hat. An hoher Stelle soll einmal das Wort gefallen sein: „Was nützen mir Kolonien, wenn da kein Geld verdient wird“ und in der Tat, das Wort trifft in gewisser Richtung den Nagel auf den Kopf; freilich wird man hinzufügen dürfen: Dauernd kann in einer Kolonie nur Geld verdient werden für die Heimat, wenn auch geistig die Kolonie sich hebt und wenn materiell zunächst die Opfer nicht gescheut werden, die zur Entwicklung notwendig sind. In Togo sind wir meines Erachtens dazu auf gutem Wege, in Kamerun, das freilich in dieser Richtung ganz andere Anstrengungen voraussetzt, fehlt dazu noch fast alles.

In Togo wird nicht nur an dem Küstenplatz Lome von den Europäern Geld verdient. Schon haben einzelne Firmen ihre Faktoreien weit ins Innere geschoben, noch über Palime hinaus, wohin demnächst die Bahn führen wird. So wie schon heute deutsche Firmen wie die von Witt und Büsch von Lagos aus durch die englische Kolonie nach dem inneren Sudan hinaus Handel treiben und vielleicht bald mit ihren Niederlassungen an die Quellen des Nils stoßen, so wird das Gleiche auch von den Firmen zu erhoffen sein, deren Vertreter wir in Togo kennen gelernt haben. Nicht nur in Lome, da, wo jetzt die große Landungsbrücke erbaut ist, die übrigens kaum mehr für die Bedürfnisse des Seeverkehres ausreicht, sondern auch südwärts an den früheren Hauptpunkten



Anecho. — Neue Lagunenstraße.





des Landes blüht das Geschäft. Die Küstenbahn führte uns nach dem Platze, der unter dem Namen Anecho für Unorientierte jetzt wenigstens einen einigermaßen anständigen Namen bekommen hat. Aber nicht nur der Name hat sich gegenüber dem früheren Platze (Kleinpopo) verbessert, sondern auch das Klima. Anecho liegt eigentlich nicht an der Meeresküste, sondern gravitiert nach der unmittelbar hinter der Meeresküste bis zum gewaltigen Togosee sich erstreckenden Lagune. Zwischen Lagune und Brandung liegt nur ein schmaler Dünenstrich und auf ihm erhebt sich das Negerdorf mit der unmittelbar daran stoßenden Reihe der europäischen Niederlassungen. Sie haben bis ins Innere — leider nicht weit genug — durch den Wasserweg eine bequeme Verbindung. Man sieht die großen Warenkanoes der Eingeborenen am Ufer liegen; sie bringen Mais, Palmkerne, Palmöl, — welches direkt aus dem Fleisch der Palmenfrucht gewonnen wird — Gummi, Kassada, Erdnüsse. Die nachfolgende kleine Zusammenstellung, über die vom 1. bis zum 25. August d. J. als in den letzten drei Wochen vor unserer Ankunft von Anecho ausgeführten Produkte mag von der Bedeutung des kleineren Platzes ein Bild geben.

Wir besichtigten auch das Innere der Faktoreien der vorgenannten Firmen. Später wurde mir eine photographische Aufnahme von uns überreicht, die bei dieser Gelegenheit von uns genommen war.

An der Lagune entlang hat der Bezirksamtmann, Oberleutnant Schmidt, ein kolonialerfahrener Offizier, neuerlich

Verzeichnis

über die in der Zeit vom 1. bis 25. August ausgeführten Landesprodukte und deren Werten.

Lfd. Nr.	Namen der ausführenden Firmen	Mais		Palmkerne		Palmöl		Gummi		Kassada		Scheanüsse	
		kg	Wert	kg	Wert	kg	Wert	kg	Wert	kg	Wert	kg	Wert
1	J. K. Vietor . . .	179 987	10 200	36 358	6 951	3 456	1 313	357	2 447	—	—	2 845	385
2	D. W. H.	200 035	12 347	31 880	6 140	—	—	888	3 070	370	23	—	—
3	C. Goedelt	86 517	4 375	22 907	4 491	—	—	—	—	—	—	—	—
4	d'Almeida Bros & Co.	116 080	8 041	28 040	5 850	—	—	—	—	—	—	—	—
5	Liebau & Clasen . .	109 600	5 806	8 660	1 882	2 570	1 007	—	—	—	—	—	—
6	E. Kentzler. . . .	23 575	2 237	3 350	585	1 520	505	—	—	—	—	—	—
	Sa.	715 794	43 006	131 195	25 899	7 546	2 825	1 245	5 517	370	23	2 845	385

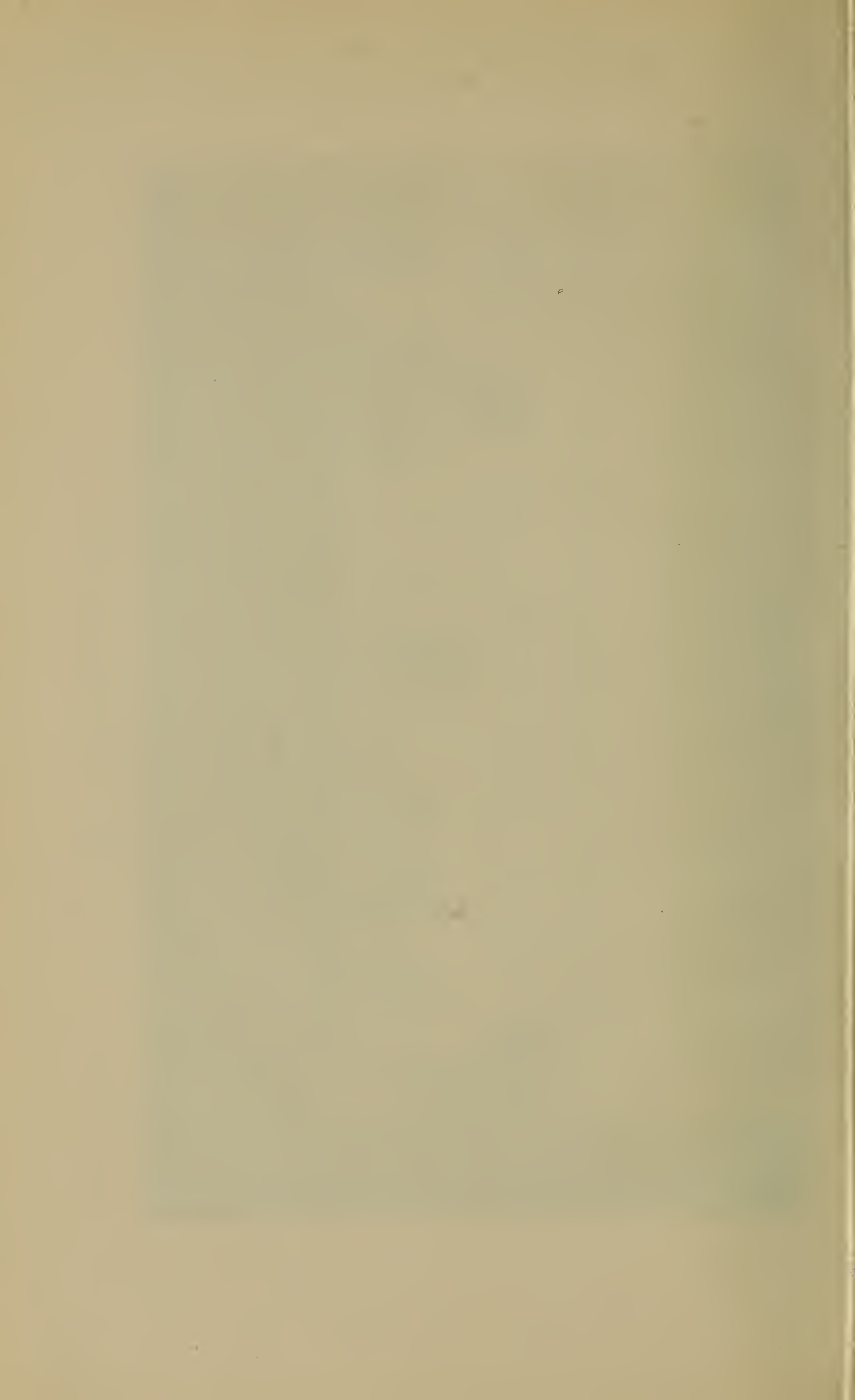
Anmerkung: Die noch in den einzelnen Faktoreien lagernden Mengen, welche noch diesen Monat ausgeführt werden sollen, betragen noch mindestens $^1/_2$ mal soviel.

Anecho, den 26. August 1905.

(gez.) Hartmann.



Anecho. — Besichtigung einer Faktorei.

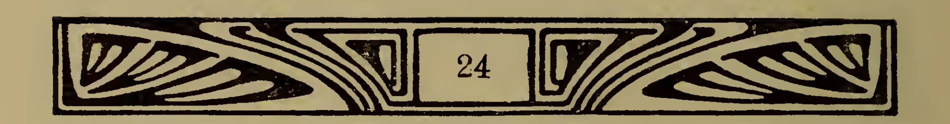




erhebliche Aufschüttungen vorgenommen und damit, indem er das früher in die Ortschaft tretende Wasser zurückdrängte, nicht nur eine hübsche nützliche Strandpromenade geschaffen, sondern zugleich die zeitweilig gesundheitlich nicht unbedenklichen Verhältnisse Anechos wieder gehoben. Leider soll ein Wechsel bevorstehen.

Neben den erwähnten Ausfuhrartikeln darf das Copra nicht übersehen werden, welches die zwischen Anecho und Lome gelegene Kokosplantage Kpeme produziert. Hunderttausend Palmen stehen dort auf einem Fleck, davon die ältesten 1892 gepflanzt. Eine Palme ist vom achten bis zum fünfzigsten Jahre ertragsfähig, d. h. sie birgt in ihrer Nuß das zur Fettproduktion dienende Copra. Als Zwischenkultur macht man dort Versuche mit Baumwollenpflanzungen. Sie verlangen aber noch mehr an Dungstoff als die Kokospalme, die hier Dungzufuhr erhält. Denn auch für die Tropen, auch für die Kakaoplantagen, die wir später sahen, sind künstliche Dungstoffe, die den Boden schneller aufschließen als die Natur, von Bedeutung. Eine Ahnung des schnellen Wachstums aber gewann man schon hier. Eine Kasuarine, die aus Samen gezogen war, fanden wir seit dem Jahre 1900, also in fünf Jahren, 12 bis 15 m hoch gewachsen. In ihrem Schatten war das Tier des Besitzers angepflockt und fraß seinen Mais aus einer Kiste mit der Marke: Henkell Trocken!

Freilich was Wachstum und Produktionskraft der Natur in den Tropen ist, davon sollten wir doch erst in Kamerun



die eigentliche Offenbarung erhalten. Es liegt überhaupt ein Gegensatz in den beiden Küstenregionen, insbesondere von Togo und dem nördlichen Kamerun. Togo ist mir in Erinnerung wie ein heller Sommertag, sonnenbeglänzt, heiter, heiß zwar, aber nicht schwül, und Kamerun? — Wie eine dunkle Landschaft vor dem Gewitter, auf das man sehnsüchtig wartet, damit die Schwüle ein Ende finde. Am Kamerungebirge hängt der Regen. Dunkel ist alles — schwarz die vulkanische Erde, die du betrittst, schwarz die Menschen, die du findest, schwarz nahezu der Urwald, der, gewissermaßen mechanisch alles Leben erdrückend, bis an die Küste herantritt. Nur mühselig in den Urwaldschatten hineingesprengt, erschien uns der Platz unserer ersten Landung, Viktoria, mit der benachbarten großen Esserschen Pflanzung, der W. A. P. V., der wilden, urwüchsigen Produktionskraft des Bodens, die ins Unglaubliche geht, abgerungen. Im botanischen Garten in Viktoria zeigte der Leiter uns irgend einen Baum (es war eine Schizolobium excelsior). Er mochte am Fuße $^1/_4$ m, oben am Stamm etwas schmaler sein. Seine Krone ragte in einer Höhe von 20 bis 25 m, also so hoch wie ein großes Etagenhaus in einer Großstadt und der Baum war gewachsen: in drei Jahren. Mag nun das Holz sein, wie es wolle, es war doch so stark, daß es die leichte Krone trug und daß der Baum sich hielt. Welche unerschöpfliche Nahrung muß der vulkanische Boden enthalten und die überhitzte Treibhausluft ihm zugeführt haben.



Aber bevor ich mich nunmehr zu Kamerun mit seinen Naturwundern wende, will ich der Einfahrt zu diesem Lande nicht vergessen, die zwischen der Insel Fernando Po und dem Festlande zu der Bucht von Viktoria führt. Vorgelagert sind dem Lande rechts die mäßig große Insel Mundole, hellgrün sticht links die Ambaßinsel vom dunklen Hintergrunde ab. Weiter zur Linken liegen die kleinen Pirateninseln, die als schroffe Felsen aus dem Wasser aufragen, die mittlere mit einem merkwürdigen Felsentor. Sie tragen ihren Namen mit Recht. Eine Knabenphantasie kann sich kaum einen besseren Platz ausdenken, wo Piraten ihren letzten Schlupfwinkel vor den verfolgenden Kriegsschiffen finden können und wohl mögen vor Zeiten spanische und portugiesische Sklavenhändler hier Verstecke gesucht und gefunden haben. Eine gewaltige Küstenentwicklung tut sich vor uns auf, hohe dichtbewaldete Berge. Zur Linken überragt alles der große Kamerunpik, der hinter dem kleinen Kamerunpik in scharfen Linien aus dem Meere heraussteigt — 4000 m hoch. Was das besagt, möge man sich dadurch klar machen, daß die höchsten Schweizer Berge kaum höher sind, daß aber hier nicht das Auge hinaufschweift von einem Hochland über vorgelagerte gewaltige Bergpartien, sondern daß unvermittelt der Gipfel vom Meere aus ansteigt. 4000 m also in wirklicher Wahrheit! Hinter uns zur Rechten aber liegt in blauen Umrissen der ebenso gewaltige Pik der Insel Fernando Po. Beide Berge sind einstmals tätige Vulkane gewesen, auf deren verwitterter Lava und Asche heute die Kakaoplantagen gedeihen. Welch einen Anblick mag es



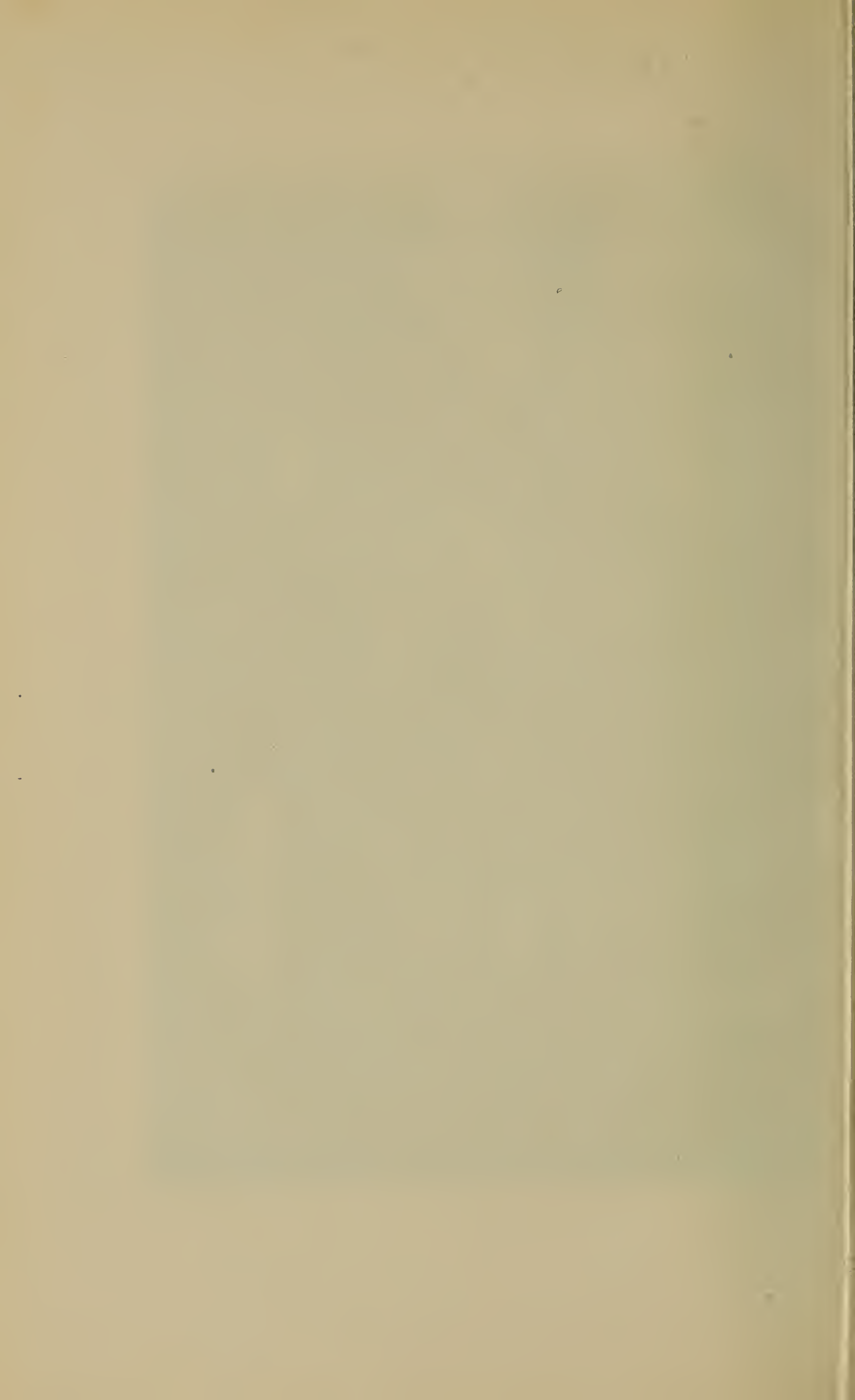
gewährt haben, als in Urzeiten beide Krater noch Feuer spien und ihre gewaltigen Aschenregen und Lavaströme hinaussandten ins aufkochende Meer.

Bei unserer Ankunft bot die Viktoriabucht ein ruhiges Bild. Wer Oberitalien kennt, mag sich den Lago Maggiore mit der Isola Madre und Isola Bella, auch der Peskatoreinsel hier vergrößert denken. Da es gegen Abend war, als wir einliefen, gingen wir auf den Rat unseres ärztlichen Freundes für diese Nacht nicht an Land. Aber viele der ansässigen Deutschen kamen heraus, nachdem der fürsorgliche Bezirksamtmann Adae uns begrüßt hatte. Für sie war unser Schiff vielleicht ebenso Gegenstand des Entzückens wie Viktoria für uns, denn bei uns gab es frisches Pilsner und bayrisches Bier und es war uns eine Freude, die Herren zu bewirten.

Am nächsten Morgen empfing uns am Lande der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe im Auftrage des Gouverneurs. Sorglich hatte man uns für diejenigen Reiseeffekten, die wir dringend gebrauchten, Koffer aus Eisenblech zur Verfügung gestellt. Die durchdringende Feuchtigkeit des Landes respektiert keinen europäischen Koffer. Auch die Brandung, die wir passieren mußten, füllt nur zu oft den Boden der Boote, so daß die Koffer im Wasser stehen. Schwarze Träger empfingen uns. Man führte uns zunächst in den botanischen Garten von Viktoria, welcher, durchströmt von dem in vielen Wasserfällen rauschenden Limbebach, ein geradezu herrliches Landschaftsbild bietet. So viel ich mich aus der Budgetkommission erinnere, geben wir für die 40 ha Land,



Viktoria.





die den Garten ausmachen, jährlich 54000 Mk. aus. Unter dem Direktor Dr. Preuß soll es ein Mustergarten gewesen sein. Ich will hoffen, daß wir jetzt nicht in das spanische Fahrwasser kommen, das einen ähnlichen Garten auf der Insel Teneriffa zur Verwahrlosung brachte. Der dortige botanische Garten hat lange Zeit als ein Mustergarten für Spanien gegolten. Der letzte Leiter freilich soll, um zu seinem Gehalt zu gelangen, die Schilder an den Bäumen vertauscht haben, und ich war auf die allerdings ausgezeichnete Führung eines in der Nähe wohnenden deutschen Privatgelehrten angewiesen. In Viktoria waren Schilder und Bezeichnungen überhaupt nur eine seltene Ausnahme. Inmitten des Gartens steht ein großes Haus für die Leitung und für Laboratoriumszwecke, aber wir haben in dem Laboratorium nichts gesehen, vielleicht war nichts vorbereitet und von der Leitung haben wir auch nicht viel bemerkt. Einer der beiden Direktoren war aus persönlichen Differenzen gerade abgereist. Es war für uns unerfreulich, gleich auf Streit zu stoßen bei einem Unternehmen, das in der Tat von außerordentlicher Tragweite sein kann, wenn es nämlich nicht nur wissenschaftlich, sondern auch kaufmännisch richtig geleitet wird. Wohl haben wir später oben in Buea ausgezeichnete Versuchspflanzungen gesehen, aber für die nächste Küstenumgebung ist doch der botanische Garten in Viktoria die geeignete Stelle, um dort Probekulturen zu ziehen und das nächste Land von dort aus zu belehren. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, daß dies zurzeit in einem hervorragenden Maße geschieht.



Über die Bedeutung der Kakaopflanzungen, die die Kultivierung des Kamerungebirges ausmachen, sind auch wir, und zwar in großartiger Weise, durch den Direktor der an den botanischen Garten anstoßenden Esserschen Pflanzung belehrt worden. Es ist eine Riesenanlage, die dort im Laufe der Jahre entstanden ist. Wir gelangten in die Pflanzung auf dem Unterbau der Eisenbahn, die sich bis zu einer erheblichen Höhe am Rande des Kamerungebirges durch die weiten Kakaoplantagen hinzieht und noch weiterhin geführt werden soll, bis zur sogenannten schönen Aussicht. Dort tut sich vom Gebirge aus der Blick auf die Viktoriabucht auf. Man sieht bei klarem Wetter, das allerdings nur eine seltene Ausnahme ist, die Faktoreien der Kolonie, auch die in Viktoria vorhandene Kirche der Baseler Mission. In ihr liest man über dem Altar in Duallasprache:

„Dube Gango Jesu Christo, nde o mende
jongesabe na ndabo ango pe“

Apg. 16, 31.

„Glaube an den Herrn Jesus Christus,
So wirst Du und Dein Haus selig werden.“

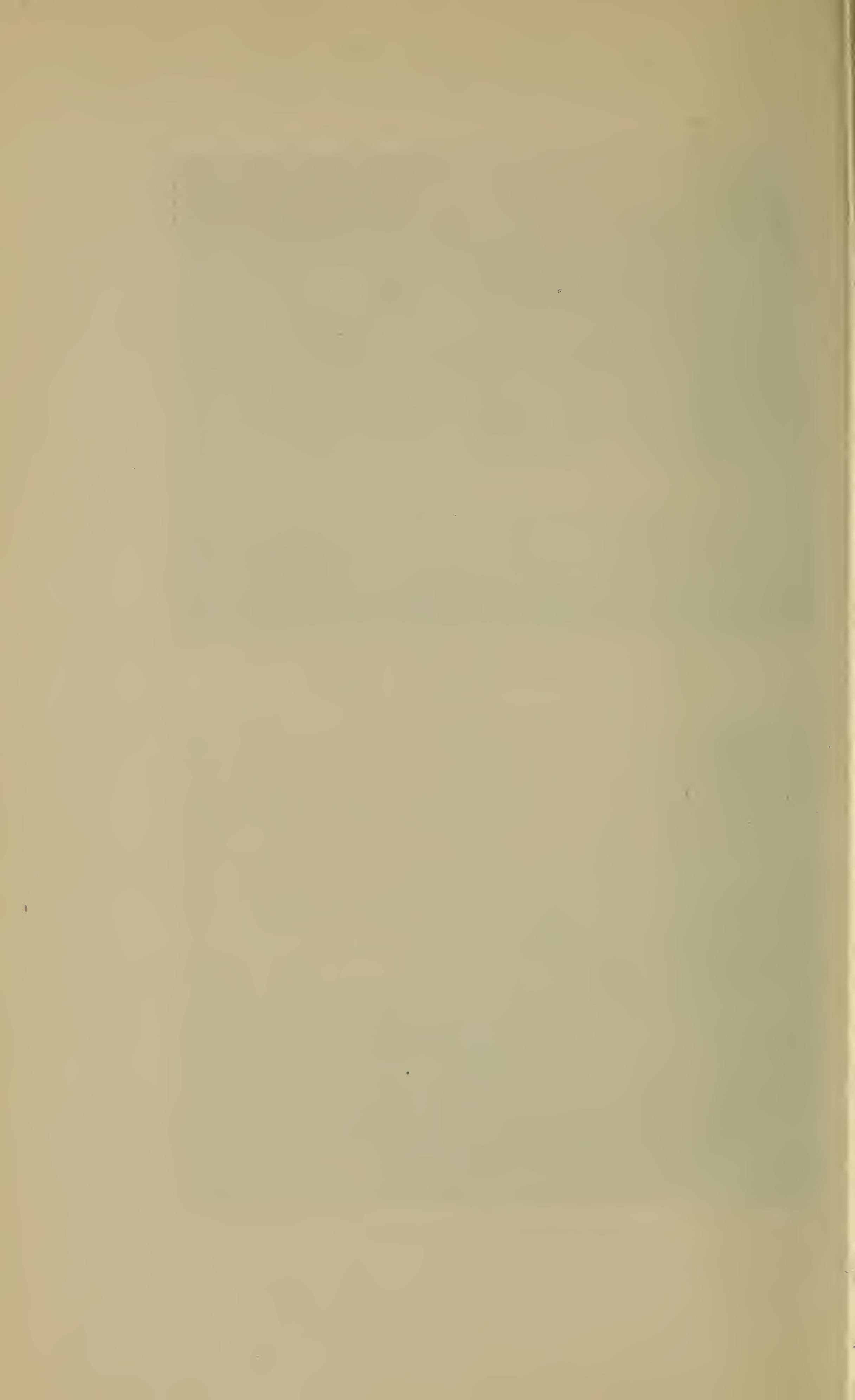
Man fragt sich unwillkürlich, warum hier, wo doch nicht Duallas, sondern Bakwiris in der Umgebung sitzen, und wo die Schwarzen die Schriftzeichen doch nicht verstehen, der schöne Spruch in Duallasprache wiedergegeben sein muß. Diese Frage aber bedeutet zugleich die Kritik, daß die Baseler Mission nicht in erster Linie die deutsche Sprache propagiert, sondern

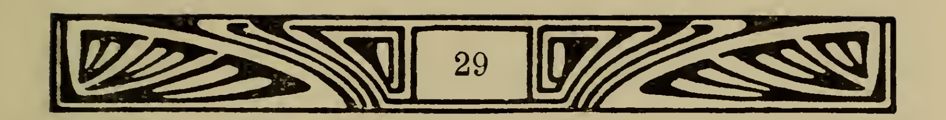


Brücke im Botanischen Garten in Viktoria.



Landungsbrücke in Viktoria.





diejenige eines Händlerstammes, der keineswegs zur Entwicklung des Landes weiter südlich in Dualla und dem Mungofluß hinauf die Küste blockiert gehalten hat. Solche kleine Zufälligkeiten sind in der Tat geeignet, in Verbindung mit dem Umstand, daß leider die Baseler Mission die Duallasprache besonders fördert, dem gewiß unberechtigten Vorwurf Nahrung zu geben, daß die Baseler Mission um ihrer Handelsinteressen willen die Entwicklung des Landes in deutschem Sinne nicht zu fördern geneigt sei. Dahin wenigstens sprach sich der Direktor der Esserschen Pflanzung recht unumwunden aus, und es war ein ganzer Mann, der diesen gewaltigen Betrieb leitet. Wir haben solcher Pflanzer und Kaufleute mit ausgesprochen kräftiger Persönlichkeit noch mehrere in Kamerun gefunden, aber es müssen auch ganze Männer sein, die auf solchem Posten stehen. Der Direktor van de Loo machte sein Wort, uns alles zeigen zu wollen, nicht nur wahr, sondern er führte auch meisterlich erklärend und dabei doch so konzentriert, wie es diejenigen lieben, die gern schnell das Wesentliche erfassen. Von dem ersten Wachstum des kleinen Kakaobaumes bis zum Verladen der getrockneten Kakaobohne haben wir die Anschauung schnell erhalten. Der Baum mit seinen Schädlingen, die Frucht mit ihrem Fehler, die Unterschiede in der Qualität des Kakaos — nach seiner Ausgärung und seiner Trocknung — die mit geringen Unterbrechungen das ganze Jahr hindurch mögliche Ernte der Frucht, welche neben der Blüte hart sich am Stamm oder Zweigholz ansetzend, reift, ihre Öffnung auf den Sammelstellen, wo die dicke weiche Schale wieder zur späteren Düngung



vergraben wird, die Verladung der Kerne in feuchtem Zustande auf den kleinen Eisenbahnwaggons, ihre Verbringung in Gärzellen, wo sie entsäuert werden, ihre Trocknung an der Sonne oder in gewaltigen Trommeln, die Bahn selbst mit dem Lokomotivschuppen, die aus Papiermasse gefertigten luftigen Beamtenhäuser — das alles ist im schnellen Zuge an uns vorübergezogen, wie ein wohlgeordneter europäischer Betrieb.

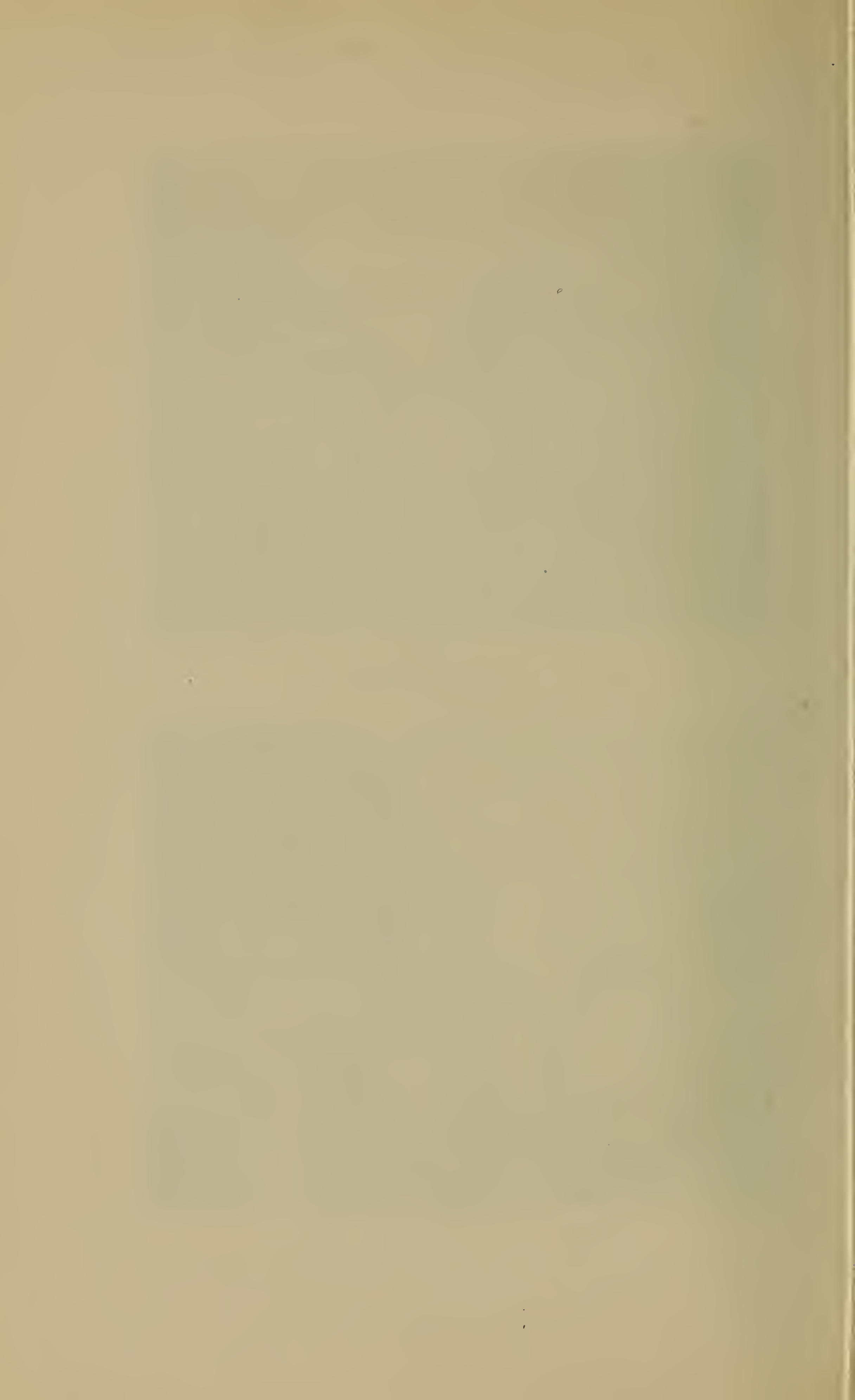
Aber auch in die Arbeiterverhältnisse haben wir, soweit wir konnten, hineinzublicken gesucht. Einige tausend schwarze Arbeiter sind dauernd dort beschäftigt, freiwillig oder gezwungen. Zum großen Teil sind es auf Jahreskontrakt aus dem Inneren angeworbene Schwarze, hübsche Jaundeleute, schlanke Balis vor allen. Diese größte Pflanzung dankt durch die Arbeitskraft der Balis einen großen Teil ihrer Erfolge noch heute dem nur zu früh verstorbenen Afrikareisenden Dr. Zintgraff. Er ist es gewesen, der den ersten Weg südlich des Gebirges hinauf zu den Balis eröffnete, er war es, der zu dem palmenweinfrohen Häuptling Garega gegangen ist, mit dem er Blutsfreundschaft trank, der unter unsäglichen Strapazen, die er selbst freilich in seinem Buche mit der Bescheidenheit wirklich bedeutender Forscher kaum erwähnt, als einer der ersten nach Flegel ins Innere gedrungen und der nur zu früh zugrunde gegangen ist. Zu meiner großen Freude hat Kollege Dr. Goller bei seiner offiziellen bedeutungsvollen Rede bei dem Empfangsabend in Buea diesen verdienten Mann in das ihm gebührende Licht gerückt. Man möchte sich fast schämen, daß seine Tatkraft gelähmt worden ist durch einen vorübergehend in Kamerun



Viktoria. — In einer Kakaopflanzung.



Viktoria. — Im Botanischen Garten.



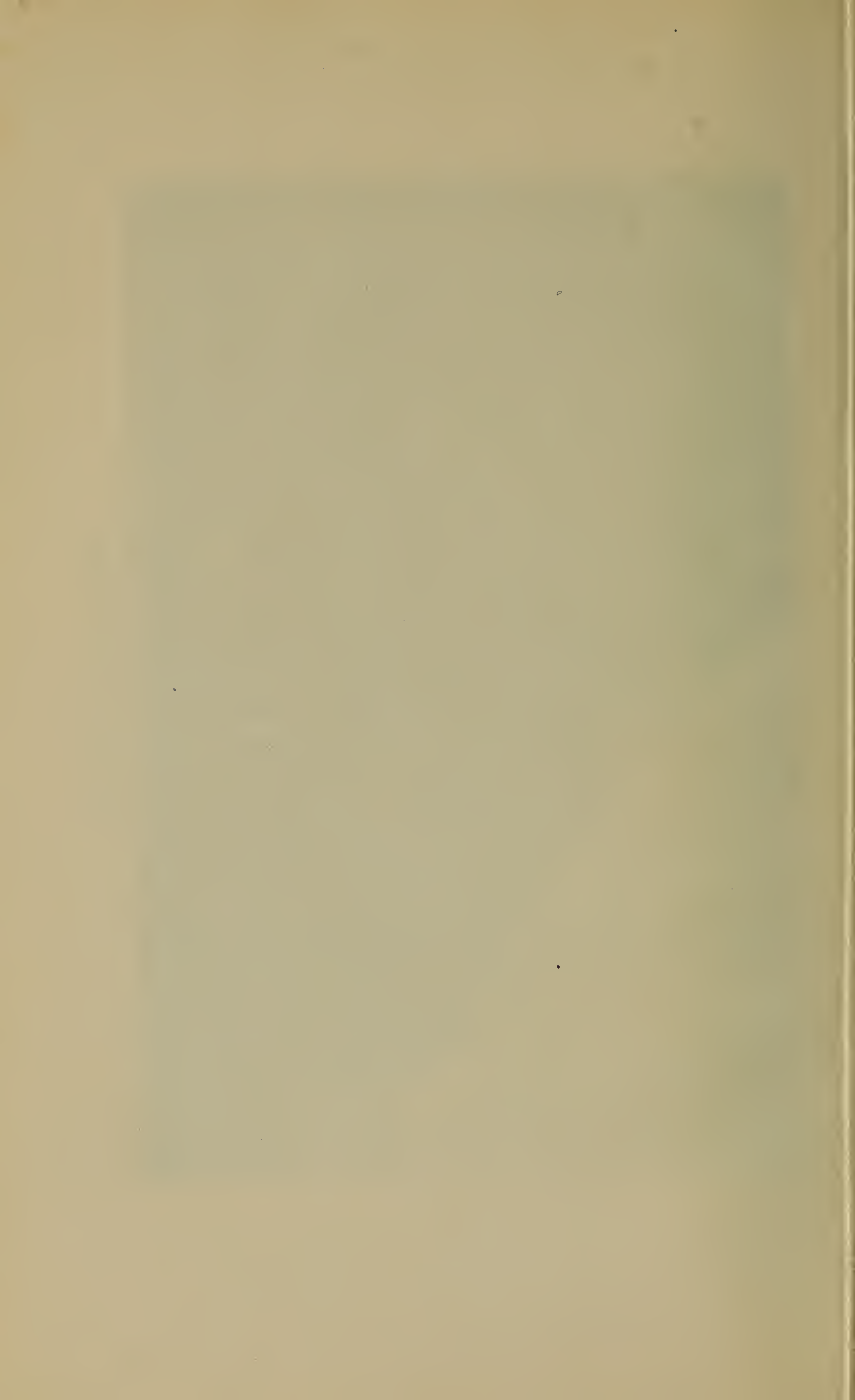
sitzenden Gouverneur und durch einen Kolonialdirektor unseligen Angedenkens, der die Herausgabe des Zintgraffschen Buches mit maliziösen Redewendungen begleitet hat und die Beifügung seiner Bemerkungen für den Herausgeber zur Bedingung machte. Er hat wohl nicht geahnt, welches Testimonium er sich selbst ausstellte mit seinem Tun. Aber erfreulich war es mir, als das Gesicht des trefflichen heutigen Direktors der W. A. P. V. aufglänzte, als ich des Dr. Zintgraff erwähnte und daß er hinzufügte: „Ja, dem danken wir diese Plantage!" Wir Abgeordneten haben es für eine Ehrenpflicht gehalten, überall, wo wir gewesen sind, an den Gräbern oder Denkmälern verdienter Afrikaforscher einen Blumenkranz niederzulegen. Ich selbst bin aus besonderen Ursachen auf der Rückreise drei Tage in Teneriffa geblieben. Im Sinne meiner Kollegen habe ich dort Zintgraffs Grab aufgesucht und von dort den Angehörigen desselben in Detmold berichtet, daß das Grab in guter Ordnung sei, und daß man bei der Hauptrede, die auf unserer Reise gehalten worden sei, des Verstorbenen in Ehren gedacht habe. Mein unbekannterweise an die Erben gerichteter Brief ist richtig angekommen und hat dem betagten Vater Freude bereitet.

Mit weitem Blick hat bereits Zintgraff in seinem Werke die Arbeiterfrage in Kamerun gestreift. Sie wird meines Erachtens die ernsteste Schwierigkeit auch weiterhin für die Pflanzungen an der Küste in sich schließen. Ich glaube nicht, daß es auf die Dauer gelingen wird, beliebig freiwillige Arbeiter im Inneren des Landes anzuwerben, denn

auch sie leiden erheblich unter dem Küstenklima; auch wäre es unerwünscht, die inneren Landstriche zu entvölkern. Daher scheinen auch mit Recht die Stationsleiter zu solchen Anwerbungen nur ungern ihre Zustimmung zu geben. Was aber die Zwangsarbeiter anlangt, so müssen wir selbst wünschen, daß ihre Zahl allmählich auf ein Minimum reduziert wird. Es sind dies Schwarze, welche als Strafe von Häuptlingen gestellt werden müssen, die sich unbotmäßig gezeigt haben, oder Kriegsgefangene. Es ist selbstverständlich und mir von Offizieren der Schutztruppe bestätigt worden, daß die Häuptlinge zu solchen Zwecken nur minderwertige Menschen stellen — meistens Sklaven. Wir hatten später bei der Besichtigung einer anderen Pflanzung bei Kriegsschiffhafen Gelegenheit, solche herabgekommene Schwarze zu sehen. Wir wollten daselbst das sogenannte Hospital besichtigen. Auf dem Wege dorthin kam bezw. kroch uns eine Jammergestalt eines Negers entgegen, hohläugig, grau und nur Haut und Knochen. Er deutete durch Zeichen mit der Hand und dem Munde seinen Hunger an, so daß wir sofort den uns begleitenden Oberstabsarzt, der zugleich Medizinalreferent für Kamerun ist, hinzuriefen. Auch er wurde stutzig, ließ Zwieback bringen, und mit scheinbarer Gier fiel der Unglückliche darüber her. Im Hospital fanden wir noch drei weitere solcher verkommenen, kaum noch als Menschen anzusprechende Lebewesen, die in der noch heißen Asche ihres Feuers kauerten, aber bei unserem Näherkommen herauszukriechen suchten. Unser starres Entsetzen mochte sich wohl



Eisenbahnbau am Kamerunberg.





auf unseren Mienen ausprägen. Wir waren unverhofft dorthin gekommen, und der Gedanke lag nahe, daß wir hier einen Blick in ein Elend taten, das uns vielleicht entzogen wurde, wo wir angemeldet erschienen. Der Leiter der Farm mochte dies bemerken, um so mehr, als der Oberstabsarzt Ziemann ihn ersuchte, sofort alle übrigen erreichbaren Arbeiter antreten zu lassen, anscheinend, um sich ein Urteil über den Ernährungszustand der Leute zu schaffen. Und nun kam es in der begreiflichen Erregung bei dem Pflanzer heraus, was er auf dem Herzen hatte: es seien kriegsgefangene Bakum, die ihm vom letzten Aufstand als Arbeiter überwiesen seien — elende Kerle, die er hätte herausfüttern müssen, bei diesen vier Leuten sei es eben nicht gelungen, seine Pflanzung sei doch keine Heilanstalt für schwarze Kranke, man möge doch solche Leute überhaupt nicht als Arbeiter an die Küste schicken und dergleichen mehr. Während er uns seine Pflanzung zeigte, ging uns natürlich allen das Ereignis, welches wir soeben erlebt hatten, durch den Kopf. Unsere Aufmerksamkeit für die sonst herrlich gelegene Pflanzung war nur gering. Als wir sie durchwandert hatten, fanden wir einige Hunderte der schnell zusammengerufenen Arbeiter aufgestellt, und glücklicherweise waren sie offensichtlich keineswegs schlecht versorgt. Ihre Bäuche strotzten von der Hauptnahrung des Negers, der Banane, in Kamerun kurz „Plante“ genannt. Es fand sich bestätigt, was unser ärztlicher Freund uns bereits beiläufig gesagt hatte, daß gerade diese Pflanzungsleitung keineswegs schlecht akkreditiert sei und daß es mit



dem Schrecknis jener Jammergestalten wohl seine besondere Bewandtnis haben müsse. Ich will bemerken, die Sache ist später untersucht worden. Man soll unter der Decke des Negers die nicht von ihm verzehrte Nahrung wiedergefunden haben. Unklar ist geblieben, ob die Kranken Dysenterie hatten oder ob sie in einer Art von Heimweh zugrunde gehen wollten und ob sie bösartig durch ihr Benehmen den Leiter der Pflanzung verdächtigen wollten. Wie dem aber auch sein mag, wir waren ja nicht eine Untersuchungskommission und haben darum absichtlich keine Schritte in der Angelegenheit getan, waren dazu auch nach Sachlage nicht imstande. Zu dem einen Resultat sind wir aber alle gekommen: Mit der Verbringung der Kriegsgefangenen an die Küste in der jetzigen Weise muß nicht nur nach unserem, sondern nach dem Urteil aller Sachkenner, die wir gefragt haben, schleunigst ein Ende gemacht werden, insbesondere soll man nicht schon kranke und jammervolle Menschen von den Stationen im Inneren auf den Marsch setzen, solange sie unfähig sind, die Strapazen zu ertragen. Daß sie in einem Zustande ankommen, wie wir sie auf einem Wagenzug sahen, der in der W. A. P. V. einlief, sollte ausgeschlossen sein. Kann man Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter nicht, wie es doch möglich sein sollte, wie wir es sowohl in Togo wie auch in Jabassi gesehen haben und wie es in englischen Kolonien der Fall ist, zu zwei an die Kette geschlossen, in den Stationen halten, weil sie entlaufen, so muß man sie so lange bewachen, bis ihr entkräfteter Zustand entsprechend



Strafgefangene.



gehoben ist oder man muß sie dem Häuptling als unbrauchbar zurückgeben. Erfreulich ist es übrigens, mitzuteilen, daß offenbar für die kranken Schwarzen auf den Pflanzungen selbst gut gesorgt wird. Sowohl in Bibundi wie in Idenau Sanje haben wir Hospitaleinrichtungen mit Apotheken, schwarzem „Doktor“ und weißen Lazarettgehilfen vorgefunden, die allen vernünftigen Ansprüchen entsprechen. Freilich schließlich ist es ja das eigene dringende Interesse der großen Pflanzungen, dafür zu sorgen, daß die häufig erscheinenden äußeren Krankheiten der Extremitäten möglichst schnell geheilt werden und daß Malaria und Dysenterie so wenig wie möglich die Bestände dezimieren. Trotzdem glaube ich, und ich wiederhole es, daß die Neigung der Stämme im Inneren, die überhaupt für die Stellung von Arbeitern in Frage kommen — es können überhaupt nur Wuteneger sein und nicht Fullah- und Haussaneger, welche solche Arbeit ablehnen — auf die Dauer schwinden wird. Wir wollen froh sein, wenn es gelingt, für die einmal vorhandenen, der Zahl nach begrenzten Pflanzungen der Weißen die Arbeiterfrage auf die Dauer zu regeln. Aber eben darum liegt nach meiner Meinung, die sich übrigens in diesem Punkte nicht nur auf meine kurzen Reiseeindrücke stützt, die Zukunft Kameruns und insbesondere des fruchtbaren Küstenstriches am Kamerungebirge nicht im großen Plantagenbau der Weißen, sondern sie liegt in der Negerplantage.

Von dem Leiter der Esserschen Pflanzung wurde uns gerade eine solche Negerplantage gezeigt, die sich von der



Küste aus in das Gebiet der Esserschen Plantage hineinerstreckt. Mit Freimut erkannte unser Mentor die Güte dieser Kakaoplantage an. Der schwarze Eigentümer beschäftigt seine eigenen Leute und Sklaven und produziert, wenn auch seine Pflanzung weniger ordentlich erscheint, schon heute brauchbaren Kakao. Freilich fügte der Direktor mit bitterem Hohn hinzu: Das sei eine seltene Ausnahme. Die umwohnenden Bakwiris seien im übrigen eine faule Bande. Man möge nur die Reservate ansehen, durch die wir hindurchgefahren waren. Nur da, wo die Bahn Raum geschaffen hätte, ständen lotterig die Negerplantagen, sonst aber seien die Schwarzen viel zu faul, um mit ihren Reservaten irgend etwas anzufangen. — Man fühlte heraus, die Reservate waren dem Leiter des großen Unternehmens im Wege, ebenso wie die Pfleger der Eingeborenen, welche deren Rechte seiner Ansicht nach übertrieben weitgehend vertraten. Ich muß mich in dieser Richtung des Urteiles enthalten. Die Frage der Reservate ist eine zu schwierige, als daß ich in dieser Richtung einen Leitsatz auszusprechen wage. Es mag sein, daß es unzweckmäßig ist, den wenigen großen Plantagen jetzt Schwierigkeiten in ihrer Entwicklung zu machen, denn bis heute haben die Millionen, die dort investiert sind — in der Viktoriafarm sind meines Wissens 6 Millionen, in Bibundi 2 Millionen aufgewandt — kaum ein entsprechendes Rendiment gebracht. Aber deswegen wird man doch daran festhalten müssen, den Negern die Möglichkeit fester Ansiedlung in ihren heutigen Sitzen zu gewähren. Ja man steht meines Erachtens vor der Aufgabe,



sie nötigenfalls mit einem gewissen Zwang zur Arbeit zu erziehen. So wie das deutsche Vaterland zum mindesten ein Jahr Militärdienst verlangt, so wird man für die Kolonie wenigstens ein Jahr Arbeitsdienst vielleicht fordern können. Natürlich mit gebotener Vorsicht und allmählich und schrittweise, damit nicht die neue Forderung zu Aufständen und damit zur Vernichtung des schon Gewonnenen führt. Versuchsgärten sollten nicht nur in Viktoria bestehen, sondern auch in den größeren Stationen, wie in Jaunde, eingerichtet werden und man sollte sich nicht scheuen, die dafür notwendigen Mittel in den Etat einzustellen. Dort sollte man dem Neger die Arbeit beibringen, die ihm zunächst am bequemsten ist und seinem Distrikt am schnellsten Früchte bringt. Denn es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, die Zukunft unserer Kolonie liegt in der Negerplantage! Wir haben nun einmal bei der Aufteilung des afrikanischen Kontinentes diejenigen Distrikte bekommen, die den übrigen Nationen minder begehrenswert erschienen sind, Togo wegen seiner mangelnden Häfen, Kamerun wegen seines undurchdringlichen Urwaldgürtels. Aber dank der unglaublichen Fruchtbarkeit, insbesondere Kameruns, ist es ja nur eine Frage weniger Jahre, daß sich die zur Erschließung des Landes aufgewandten Kapitalien verzinsen müssen. Wäre diese Aufgabe vor 20 Jahren richtig erkannt, wir hätten schon seit 10 Jahren den ganzen Sanaga, den Wuri und Mungo hinauf einen Wald von Ölpalmen haben können und Woermanns einfachen Kaufmannswunsch erfüllt, der dahin ging: „Schaffen

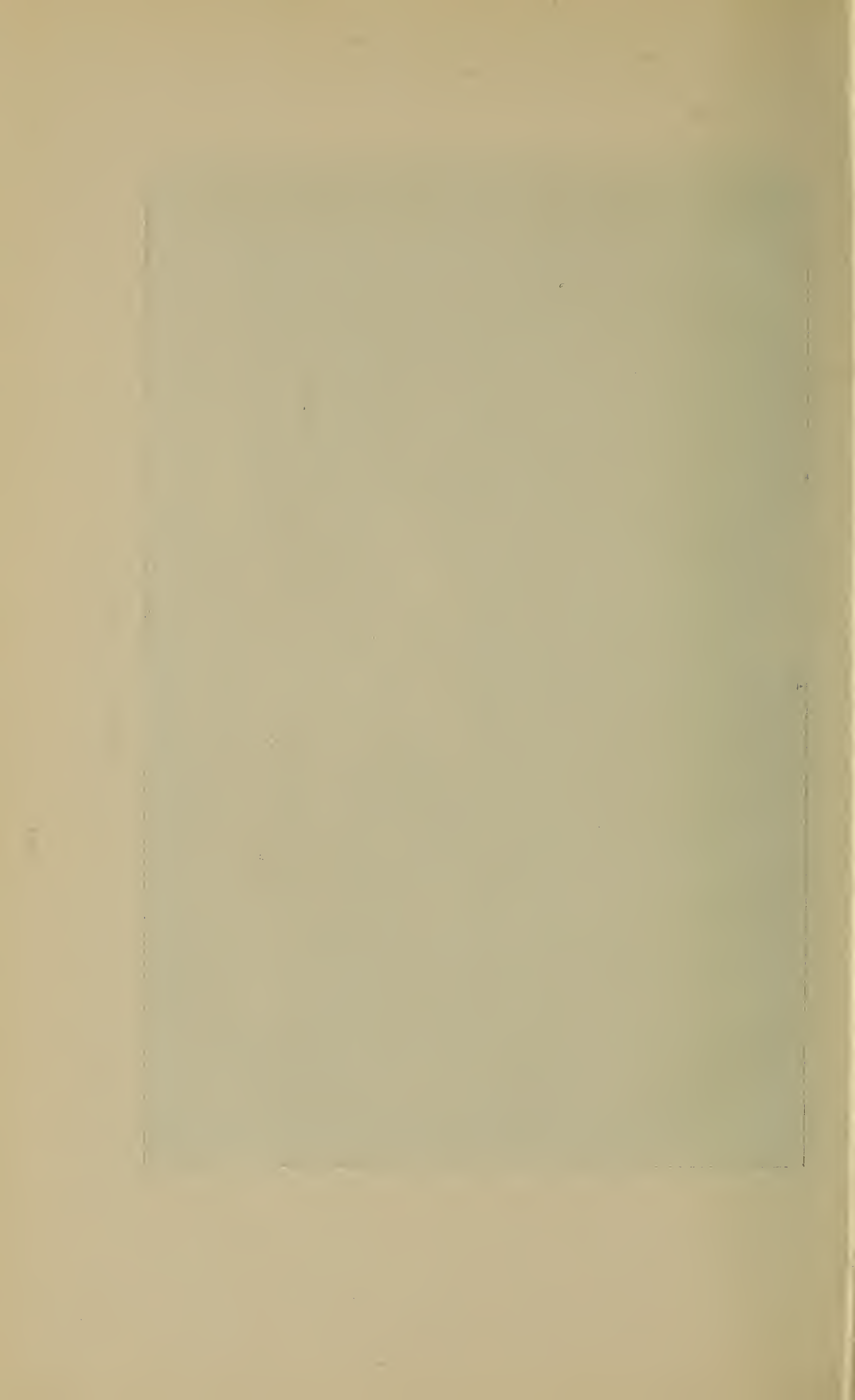


Sie mir Palmöl und Palmkerne aus dem Lande, von denen es noch enorme Quantitäten produzieren kann, die schließlich ebenso wichtig sind, wie Baumwolle und andere Produkte, welche erst künstlich angepflanzt werden müssen."

Der folgende Tag führte uns hinauf nach Buea, dem Sitz des Gouvernements. Uns leitete nicht nur die Pflicht, dem Gouverneur v. Puttkammer, dessen Persönlichkeit allen interessant sein mußte, unseren Besuch zu machen, sondern die Fahrt war für mich zugleich die Erfüllung eines Wunsches, der geradezu glühend geworden war, seitdem ich das Kamerungebirge vor mir hatte auftauchen sehen. Der Tag zuvor hatte alle Geisteskräfte durch die Belehrung und kritische Beurteilung bei mir angestrengt. Ich war des trockenen Tones nun satt. Der fröhliche Ritt ins Gebirge an der Seite des stellvertretenden Kommandeurs der Schutztruppe auf kräftigem Reittier war mir wie eine Erlösung und dazu: „freier schon atmet die Brust!" — Es wurde kühler und kühler, je weiter der Aufstieg vor sich ging. Freilich nicht alle konnten vom Sattel den breiten Bergweg hinaufgalloppieren, wo er einmal für den ruhigen Schritt der Pferde zu steil und schlüpfrig wurde, sondern eine Anzahl der Kollegen, und zwar gerade die gewichtigsten unter uns, hatten mangels eigener Reitkunst in Hängematten Platz genommen, die an langen Stangen von je acht Negern vorn nnd hinten getragen wurden. Kam nun ein Graben oder ein Wildwasser und rutschten beim



Wildbach in Kamerun.



Anstieg die vorderen Träger einmal aus, so lag damit die ganze Bescherung, und die armen Kollegen nahmen von Zeit zu Zeit ein unfreiwilliges Sitzbad. Schadenfreude aber trägt bekanntlich nicht unwesentlich zur Erheiterung bei. Auch mag die Atmosphäre um die übrigens behaglich ruhenden Herren nicht gerade einwandsfrei gewesen sein. Man denke: acht schwitzende Neger vor sich und acht hinter sich! Ich aber genoß in tiefen Zügen mit unbeschreiblichem Hochgefühl die frischere Bergluft, um so mehr, je höher wir kamen. Manch schönen Ritt habe ich in der Heimat gemacht, über Moor und Heide, in Feld und Wald, aber nie einen so schönen wie bis nach Soppo hinauf zwischen Bananenpflanzungen, Elefantengras, riesigen Baumwollenbäumen im ausgeholzten Bergurwald. Freilich in Soppo, der unterhalb Buea gelegenen Militärstation, begann es zu regnen. Es war kein eigentlicher Tropenregen, sondern mehr Nebel. Darum reichten Gummimantel und Gummischuhe, die mein Mensa mir nachgetragen hatte, auch aus, um mich notdürftig zu schützen. Wenigstens mein weißer Köperanzug blieb so sauber, wie ich wünschte, um mich beim Gouverneur einigermaßen präsentieren zu können. Freilich meine Tropenstiefel mit schönen gelben Schäften habe ich mir oben nahezu von den Beinen schneiden müssen. Man sieht, die für die Tropen empfohlenen Beinwickel sind zwar recht häßlich, aber doch praktischer.

Noch im Regen kamen wir auf die Höhe, wo einst v. Gravenreuth den Heldentod gestorben ist. Heute ist es ein

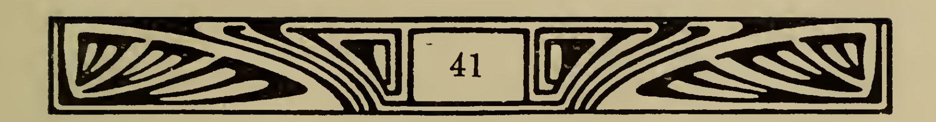


lachendes Gefilde und wäre nicht das, was man bei uns Wiese nennt, 3 m hohes Elefantengras, man möchte es etwa mit dem Salzkammergut vergleichen, wo es ja auch so häufig regnet. Denn den Nebel und Regen hat man wohl nicht genügend in Betracht gezogen, als man in Buea einen moskito-, d. h. fieberfreien Regierungssitz, aufgefunden zu haben glaubte. Eine ganze Anzahl von Häusern auf grünem Plan, meistens Gebäude für die zahlreich hier versammelten Beamten der Zentralregierung. Sie alle weithin überragt, mitten in einem wohl gepflegten, terrassenförmig ansteigenden Garten, der Sitz des Gouvernements, ein villenartig gebautes Steinhaus. Auf seiner Rampe erwartete uns Herr von Puttkammer. Es ist seit Jahren viel von diesem Manne geredet worden, nicht zum wenigsten von gegnerischer Seite. Berufene und Unberufene haben sich an den herangewagt, der die gewiß viel umneidete Stellung bekleidet. Ich habe bisher noch immer gefunden, daß das, was gegen ihn gesagt worden ist, im günstigsten Fall von wenig orientierter Seite kam oder jedenfalls nicht vorgebracht wurde auf Grund eigenen Urteiles. Das viele Günstige aber über ihn und seine Verwaltung habe ich aus orientiertem und mir unbedingt zuverlässig geltendem Munde erfahren. Die ersten Kaufleute in der Heimat und in Kamerun selbst, die leitenden Pflanzer daselbst, die mit ihrer offenen Meinung niemals zurückhaltenden und doch recht gut orientierten Kapitäne auf den deutschen Dampfern, sie alle erklären schlechthin, Kamerun habe einen besseren Gouverneur niemals gehabt. Möglich, daß der unbewußte



Kamerun. — Gouvernement in Buea.





Zauber seiner Persönlichkeit mit dem liebenswürdigen Sich-
gehenlassen, mit der heiteren Freude am Lebensgenuß, mit
den verbindlichen Formen das Urteil derjenigen beeinflußt,
die ihn persönlich kennen gelernt haben. Aber wahrscheinlich
auch, daß ein Mann, der sich seines eigenen Könnens bewußt
ist, den ich mit seiner langen Kolonialerfahrung bereitwilligst
an die Spitze der Kraftgestalten stelle, wie wir sie in Kamerun
unter Pflanzern und Kaufleuten vorgefunden haben, auch
eher Gegenstand der Anfeindungen ist, als eine weichere
Natur. Mir persönlich gefällt ein Mann, der wie dieser
nachts um 2 Uhr nach einem Tage voller Anstrengungen, die
unser Besuch ihm brachte, nach einem Mahle und nach einer
sogenannten schweren Sitzung noch so glänzend die Kolonie
und ihre Verhältnisse zu schildern versteht, mit so durch-
dringendem Blick auch die Schwächen der Verwaltung erkennt
und sie so freimütig darlegt, wie Herr v. Puttkammer es
mir gegenüber in nächtlicher Stille getan hat. Charakteristisch
erscheint mir für ihn die Antwort, die er auf die Frage
eines der Unsrigen gab, was er uns sehen lassen wollte. Sie
lautete: „Die Wahrheit, nur die Wahrheit"! Und diese Zu-
sicherung hat der Gouverneur uns gegenüber in geradezu
glänzender Weise wahr gemacht. Nur ihm haben wir es zu
danken, daß wir in der kurzen Zeit sehen und beobachten
konnten, was wir gesehen und beobachtet haben, wohin zu
blicken Privatreisenden überhaupt nicht, aber auch gut ge-
führten Leuten nur in viel längerer Zeit beschieden sein kann.
Der Gouverneur hat uns nicht nur seine schnelle kaiserliche



Jacht, die „Herzogin Elisabeth“, für die Küstenfahrt auf dem Meere zur Verfügung gestellt, sondern er hat zugleich zwei Flußdampfer, das Kanonenboot „Soden“ und den Regierungs=dampfer „Mungo“, für uns unter Dampf gehalten. So ist es uns ermöglicht worden, daß wir bei Nacht zu Wasser reisen und bei Tage zu Lande sehen konnten, daß wir nicht nur die Küste in ihren Hauptplätzen, sondern vom Norden bis zum Süden auch in ihren Nebenplätzen anlaufen konnten und daß wir den Sanaga und den Wuri hinaufgelangt sind, so weit man ohne Ausrüstung von Expeditionen in gemessener Frist überhaupt kommen kann.

Wenn wir so dank dem Entgegenkommen des Gouverneurs zu einer gewissen Kenntnis der Verhältnisse gelangt sind und wenn diese Kenntnis zunächst in meinen Notizen und hier in der freimütigen Wiedergabe derselben zu einer gewissen Kritik von Einzelheiten führt, so bedeutet diese Kritik daher doch nicht etwa eine Kritik an der Spitze des Gouvernements oder an den einzelnen Persönlichkeiten in der Regierung. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß nach den im Kolonialamt herrschenden Verwaltungsprinzipien der Gouverneur in Ka=merun soweit regiert, wie er eben regieren kann. Auch stehe ich selbst unter dem Gefühl, daß ich vielleicht über einen Lebenden zu viel vor der Öffentlichkeit sage, aber es erscheint mir notwendig, wenn ich einzelne Fragen mit der Offenheit behandeln soll, die für eine etwaige Besserung unbedingte Vor=aussetzung ist.

Nicht von der liebenswürdigen Gastlichkeit will ich in

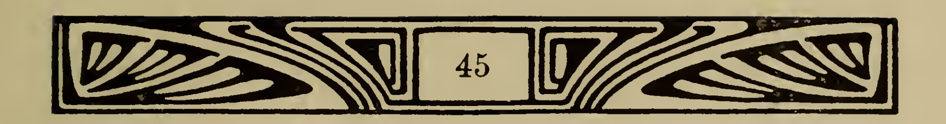


erster Linie reden, die der Gouverneur uns erwies, nicht von unserer Wanderung durch seine Versuchsgärten, durch seine Stallungen mit den vielen Häuptern Allgäuer Rinderschläge, nicht von seinen Kreuzungsversuchen mit einheimischem Büffelrindvieh und kleiner eingeborenen Zucht, nicht von seinen Handwerksstuben und seiner Benutzung einheimischer Hölzer, sondern ich will da einsetzen, wo nach meiner Kenntnis die Kritik eingesetzt hat. Ich will die Fragen zu beantworten suchen, ob in der Tat der Gouverneur von Kamerun über den Wolken wohnt, an einem Platze, wo er nicht hingehört, ob er sich dort als Gutsherr allzu prächtig ausgebaut hat, wie er von dort aus regieren kann und mit welchen Gegenströmungen er zu rechnen hat.

Man ist heute geneigt, zu sagen, der Gouverneur von Kamerun gehöre nicht in die Villeggiatur von Buea, sondern nach Dualla! Soweit das ein Vorwurf sein soll, ist er meines Erachtens ungerecht. Als man Buea zum Sitz der Regierung erwählte, stand Dualla nicht auf seiner heutigen Höhe, sondern war einer der verrufensten Fieberplätze an der Küste. Die Zentralregierung eines Landes aber, das so groß ist wie Deutschland, verlangt in erster Linie die Kontinuität gewisser Arbeitskräfte, nicht zum wenigsten die größtmöglichste Schonung für die Gesundheit und Arbeitskraft des Gouverneurs selbst. Wo intermittierende Fieber, erschlaffende Hitze die Arbeitskräfte erheblich in Mitleidenschaft ziehen, muß wohl oder übel die Einzelverwaltung des betreffenden Distriktes aushalten, für die Zentralstelle aber hat man zu einer Zeit, wo



Dualla noch als ein besonders gefährlicher Platz gelten mußte, mit Recht nach einer hochgelegenen fieberfreien Gegend gesucht. Daß man da auf Buea verfallen ist, kann niemanden wundern, der es gesehen hat. In der einen Nacht in Buea habe ich seit Wochen zum erstenmal in kühler Luft wieder einen tiefen Schlaf getan. Ich bin so erfrischt aufgewacht wie nie auf der ganzen Reise seit Teneriffa. Wenn ich mir denke, daß an der Zentralregierungsstelle des Landes die Referenten und ihr Personal am Tage frisch an der Arbeit sein sollen, so begreife ich, daß das hier der Fall sein kann. Der Vorgesetzte kann wenigstens hier in der Arbeitszeit die Tatkraft von Untergebenen verlangen, auf die er billigerweise in der Hitze der Moskitozone Verzicht leisten muß. Aber das will ich allerdings einräumen: Jetzt, wo Dualla relativ ein gesunder, jedenfalls ein ertragbarer Platz geworden ist, wo dermaleinst hoffentlich ein mächtiger Hafen entstehen, wo die Hinterlandsbahn ausmünden wird, gehört allerdings in absehbarer Zeit der Sitz des Gouverneurs, nach Dualla, dorthin, wo der frische Seewind über die Joosplatte streicht. Die Zeit dürfte bald kommen, wo Buea der viel umworbene Sitz eines Bezirksamtmanns werden wird, auf dem zugleich die Versuchsgärten für die klimatischen Verhältnisse der ganzen Kolonie, das Hinterland eingeschlossen, ausgebaut werden können und dann wird das jetzige Gebäude und der bescheidene Luxus, der dort vielleicht dem Deutschen in Kamerun etwas mehr ins Auge fällt, weil er den einfachsten Komfort der Heimat lange entbehrt hat, auch noch keine Üppigkeit bedeuten.



Was mit großer Liebe der jetzige Gouverneur angelegt hat, wird, wenn es nur erhalten wird, nutzbringend bleiben. Wenn der Speisesaal getäfelt ist, so ist er getäfelt mit dem Holz aus dem Kameruner Urwald und die Täfelung ist angefertigt in der Handwerksstube, in der die Schwarzen angelernt werden. Wenn es leider der Fall ist, daß die weißen Handwerker zu häufig wechseln, daß die Sekretäre eine größere Rolle spielen, als es vielleicht erwünscht ist, so sind das einzelne Fragen, für die man nicht die höchste Spitze, sondern das ganze Prinzip der Verwaltung verantwortlich machen muß. Man sollte es sich angelegen sein lassen, dafür ein richtiges System zu finden.

Im vertraulichen Gespräch mit unserem Kapitän Witt von der „Herzogin Elisabeth" haben wir später auch über die Verhältnisse und Wünsche dieser Beamtenkategorien in den Kolonien ein Urteil zu gewinnen versucht. Dieser Kapitän war z. B. acht Jahre im Dienst der Kolonien, zunächst zwei Jahre als Steuermann auf der „Nachtigall", dann als Kapitän. Er bezieht, alles eingerechnet, ein Gehalt von 6700.— Mk. mit der Verpflichtung zur eigenen Verpflegung. Was ihm aber seine Stellung unsicher macht, ist der Hinblick auf die Zukunft. Sein Wunsch ging bescheidenermaßen nicht auf Pension, wohl aber auf die Sicherheit, daß er im Falle der Invalidität für den Tropendienst in der Heimat wieder Anstellung im Staatsdienste findet. Mir will scheinen, daß dieser Wunsch seine Berechtigung hat, denn daß die Kräfte in den Tropen ganz anders verbraucht werden als in der



Heimat, steht außer Zweifel. Dieser Wunsch aber dürfte vielleicht für die Tropenlaufbahn allen Beamten und Angestellten einen Fingerzeig geben.

Seit Jahren besteht bekanntlich in Kamerun der Dualismus zwischen Zivilverwaltung, d. h. Gouvernement und Militärverwaltung, d. h. Schutztruppe in Kamerun. Hie Regierungsstation, dort Militärstation im Lande! Für den Augenblick scheinen ja die Waffen zu ruhen. Fast könnte man sich freuen über die Einsicht des Gouverneurs, welcher erklärt, mit dem jetzigen militärischen Kommando zufrieden zu sein und des Schutztruppenkommandeurs, welcher das Gouvernement sehr hoch zu stellen scheint. Doch muß ich offen bekennen, daß mir die Sache etwas nach einem faulen Frieden aussieht. Dieser kann gewiß nicht gewollt, aber leicht ungewollt die Folge haben, daß der gegenseitige Friede ein gegenseitiges „durch die Finger sehen" bedeutet. Nur ungern erträgt der preußische Soldat die höchste Spitze in einer Zivilperson. Das ist tief in der preußischen, also für militärische Verhältnisse in Deutschland maßgebenden Anschauung begründet. Einen Gouverneur in Kamerun aber kann und sollte man nicht wählen nach der Frage, ob er Soldat ist oder Zivilperson. Die Männer, welche an die Stelle gestellt werden können, sind zu sparsam, als daß man sie nach ihrer Laufbahn beurteilen sollte. Daher bleibt nur die eine Möglichkeit, die Militärgewalt muß, sei es als Schutztruppe, sei es als Polizeitruppe dem Gouverneur im Lande schlechthin unterstellt werden. Der Gouverneur darf nicht nur der ertragene Vor-



gesetzte sein, dem man die äußeren Honneurs beweist, sondern er muß in der Kolonie auch für die Schutztruppe der Stellvertreter Sr. Majestät des Kaisers sein. Das ist nach meiner Überzeugung zurzeit vielleicht äußerlich der Fall, ob innerlich jetzt endlich ein Zustand erwachsen ist, der wirklich dauernd vorwiegt, wage ich nicht zu beurteilen. Ich fürchte, das Feuer ist von geschickten Händen nur unter Asche gelegt.

Man hat ferner das Gouvernement verantwortlich gemacht für den langsamen Fortschritt in der Erschließung des Landes, in der Herstellung von Wegen und Eisenbahnen. Aber der Wille des Gouverneurs ist begrenzt durch die Tatsache, daß der Reichstag sich bisher wenig geneigt gezeigt hat, kolonialen Forderungen entgegenzukommen, vielleicht begrenzt auch durch die Tatsache, daß das koloniale Interesse sich seit Jahren vornehmlich nach Ostafrika gerichtet hat.

Was zunächst die Eisenbahnfrage anlangt, so rühmen Geheimrat Lenz und seine Baumeister, die ich gesprochen habe, das bereitwillige Entgegenkommen des Gouvernements, und was die Herrichtung von Wegen anlangt, so vergreift man sich meines Erachtens in der Adresse. Man sollte sich statt an das Gouvernement an die Bezirksamtmannschaften wenden. Aber wen trifft man denn da? Eine Ausnahme will ich machen: Die Bezirksamtmannschaft in Dualla. Sonst aber lautet die Antwort: Wer jeweilig Bezirksamtmann an einem Platze ist, danach muß man sich von einem Halbjahr zum anderen sorgfältig erkundigen, sonst kommt man sicher an den, der entweder vorher da war oder demnächst dort



sein wird. In Edea, einem Platze, der von einsichtigen Kaufleuten längst als ein Zukunftsplatz ersten Ranges erkannt ist, sind in den letzten zweieinhalb Jahren acht Bezirksamtsleute gewesen, in Kribi in den letzten fünf Jahren sieben! Ganz offen erklären einzelne Bezirksamtsleute, daß sie ihre Stelle als einen Durchgangsposten in ihrer Regierungskarriere ansehen, und dieser Auffassung geben die eben erwähnten Tatsachen recht. Einer der Herren empfing uns, die wir eben nicht sehr salonfähig aussahen, zwischen umgestoßenen Kanoes vor einem Hintergrund von gaffenden Negern, in Lackstiefeln und Monokle. Ein liebenswürdiger trefflicher Herr und doch für uns nur die Quittung auf ein Regierungssystem, das, in den heimischen Verhältnissen erwachsen, für Afrika paßt wie die Faust aufs Auge. Wie in aller Welt, ist es denkbar, daß bei einem so dauernden Wechsel dieser wichtigste Posten der Bezirksamtsleute zweckmäßig ausgefüllt werden kann! In Afrika kann nach der Natur der Verhältnisse gegenüber dem Neger nur planvolle Ruhe und gleichmäßige Autorität zu irgend einem Ergebnis führen. Wo aber bleibt der Plan, wenn derjenige, der ihn entwirft, von Jahr zu Jahr von der Bildfläche verschwindet, wo die persönliche Autorität, wenn die Person jedes Halbjahr eine andere ist? Hier wage ich es, den Leitsatz aufzustellen: Mit diesem System muß gebrochen werden, wenn wir anders die Kolonie Kamerun überhaupt entwickeln und nicht in ihr im Laufe weniger Jahre ein zweites Südwestafrika erleben wollen. Ein ernster Mann aus dem Süden,

der sechs Jahre an Ort und Stelle und fünf Jahre davon im Inneren gewesen war, hat mir in diesem Zusammenhang den allgemeinen Aufstand der Südstämme innerhalb fünf Jahren vorausgesagt, und dasselbe ist uns von einzelnen Beamten, für deren Freimut wir nur dankbar sein können, schlechthin bestätigt worden. Woher soll solch ein Beamter den Mut nehmen, in eine Weganlage einzutreten, wenn er nicht weiß, ob er wenigstens auf einige Dauer den Weg offen halten kann, wenn seine Stelle so schnell wieder besetzt wird, wie der Urwald die Lichtung wieder umklammert, die man eben schlagen ließ. Und doch, die Wegeherstellung im Lande ist ja der Hauptpunkt, aus dem das ewige Weh und Ach der Pflanzer und Kaufleute im Lande zu kurieren ist. Ganz praktische Aufgaben sind es in erster Linie, deren Erfüllung man von dem Bezirksamtsmann erwartet. Ich habe schon früher von orientierten Kaufleuten die Klage gehört über das Assessorentum und den Regierungsdünkel in Kamerun. Das habe ich früher mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen, denn der oft bespöttelte preußische Regierungsapparat hat uns zeitweilig in meiner hanseatischen engeren Heimat gefehlt, wir haben ihn nicht ohne Mühe schaffen müssen, und Preußen hat durch ihn die beste Verwaltung der Welt erhalten. Aber für Afrika sage ich doch jetzt auch: Fort mit dem Bureaukratismus, je schneller, je besser! Die deutsche Jurisprudenz hat ja in diesem Lande direkt etwas Komisches! In Togo tötet nach altem Recht der Häuptling den Felddieb für seine Tat, wer aber seine Tochter verkuppelt, geht



frei aus. Das aber sind Verhältnisse, die nur ganz langsam im Rechtsgefühl der Neger umgeändert werden können, wie mir der Bezirksrichter in Togo sagte, wenn man nicht in seinen Augen alle Dinge auf den Kopf stellen will. Wozu dann die deutsche Rechtsgelehrsamkeit im Lande? Sie paßt dahin wie die Lackstiefel und das Monokle! Daraus erklärt sich denn auch das Vorkommnis, daß in Viktoria mit seinen Pflanzungen zeitweilig erhebliche Klage geführt wurde über gerichtliche Maßnahmen, die gewiß nach strengem Recht zulässig gewesen sind, die aber die Autorität der Weißen im Lande zu erschüttern sehr geeignet waren; erst dem Einschreiten des hervorragenden und in seinem Wirken allgemein anerkannten Oberrichters im Lande soll es gelungen sein, den Mißstand zu beseitigen. Aber während hier eine Remedur möglich war und darum kein Grund zur Änderung des Prinzipes vorliegt, ist keine Remedur möglich, wenn vielleicht, mit geringen Ausnahmen, an der Spitze der eigentlichen Verwaltungsbezirke an der Stelle, wo in Preußen der erfahrene Landrat sitzt, ein junger strebsamer Regierungsbeamter seine Kenntnisse zeitweilig zu bereichern sucht und Berichte schreiben muß. Ich möchte glauben, es wäre weit richtiger, statt dieser jungen Herren vorläufig einmal tüchtige afrikaerfahrene Männer zu berufen, einerlei, welcher Vorbildung und welchen Standes sie sind. Im Hinterland von Togo, in Misahöhe, sitzt als ganz hervorragender Bezirksamtsmann, ein früherer Arzt, an anderer Stelle in Kamerun hat uns mit bestem Eindruck ein früherer

Landwirt geführt, an einer anderen Stelle ein älterer Offizier der Schutztruppe. Man hat also in der Tat schon Ausnahmen zugelassen, aber keiner derselben war seiner Stellung sicher. Dem Offizier überbrachten wir selbst die Mitteilung von seiner nächsten Tages bevorstehenden Abberufung; er war, glaube ich, ein halbes Jahr in Jabassi gewesen. Freilich diese Änderung kann nicht vollzogen werden, ohne gleichzeitige Änderung in der Dotierung jener Stellen. Dann könnte man eine Gymnasial- oder Realabiturientenbildung zur Voraussetzung machen und einen zwei- bis dreijährigen Kursus auf einer dazu einzurichtenden Kolonialschule verlangen. Witzenhausen, aus dem wir in Bibundi Zöglinge trafen, welche die Leitung zufriedenstellten, gibt dafür ja ein gewisses Vorbild. Der theoretischen Vorbildung müßte alsdann eine praktische Ausbildung, womöglich in der Kolonie selbst, folgen, in welcher die so vorgebildeten Männer dermaleinst Bezirksamtsmänner zu sein wünschen. Will man endlich so vorbereitete Beamte auf lange Zeit an ihrer Stelle halten, was meines Erachtens unbedingt zu fordern ist, so wird man diese Beamten dementsprechend gut bezahlen müssen. Auch wäre dafür zu sorgen, daß sie für die Zeit des notwendigen Heimatsurlaubes in jüngeren Beamten Stellvertreter finden, die in ihrem Sinne weiter verwalten. So haben wir die Verhältnisse in Lagos getroffen. Das Prinzip der dauernden Funktion der Verwaltungsbeamten mit einem Stellvertreter beherrscht, soviel ich weiß, das englische Kolonialregime. Auch verweise ich in dieser Richtung auf das hol-



ländische System, weil die holländische Kolonialverwaltung sich bewährt zu haben scheint.*) Auch wäre nützlich, wenn unsere Beamten sich in den benachbarten Kolonien recht eingehend unterrichten könnten. Das alles aber sind Erwägungen, die selbstverständlich nicht im Gouvernement von Kamerun, sondern nur in der Wilhelmstraße und im Reichstagsgebäude stattfinden können.

Freilich wäre es überaus erwünscht, wenn auch im Kolonialamt selbst die Kenntnis der Verhältnisse dadurch gehoben würde, daß langjährige Expeditionsleiter sich dort in den Dezernaten betätigten. Es will mir wenig zweckmäßig erscheinen, daß alt gewordene Afrikaner wieder in die Armee eintreten, um nicht ihre Karriere zu verlieren. Auch der Generalstab wird sie eher entbehren können, als die eigentliche Kolonialverwaltung. Ich möchte glauben, daß wir koloniale Erfahrungen noch nicht gerade zu vergeuden haben.

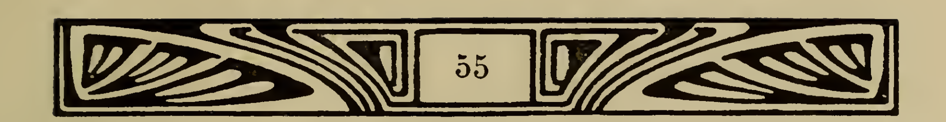
Nur der Mangel an intimer Sachkenntnis macht oft Behauptungen möglich, wie man sie in dem letzten Jahre in der Budgetkommission zu erörtern hatte. Hätte man daselbst an der Quelle schöpfen können, aus dem ein gut Teil dieser Angriffe geflossen ist, ich glaube, man würde die Sache alsbald nicht recht schmackhaft gefunden haben. Uns war bekannt, daß speziell der in Buea sitzende Vertreter der Baseler Mission sich mit allerhand Klagen nach Deutschland gewandt hatte, und ich selbst habe die Anregung dazu gegeben, daß wir auf

*) S. A. de Koning: De burgerligke Gouvernementsbetrekkingen. Amsterdam 1892, J. H. De Bussy.



die Gefahr hin, den Gouverneur, dessen Gäste wir in Buea waren, zu verstimmen, die Besichtigung einer Versuchs-pflanzung ablehnten, um eben dem Vorsteher der Baseler Mission einen Besuch zu machen. Ich habe allerdings Grund zur Annahme, daß er unseren Besuch nicht als einen freund-lichen empfunden hat, trotzdem er von uns freundlich gemeint war. Die Unterhaltung bewegte sich, wie es bei der ge-messenen Zeit nicht gut anders sein konnte, etwas schnell, und der übrigens gewandte Herr mochte sich befangen fühlen dadurch, daß überraschend sieben Abgeordnete bei ihm er-schienen waren. Die Unterhaltung wandte sich natürlich sofort auf die Frage, welche Gründe die Baseler Mission denn zur Klage habe. Es würde zu weit führen, wenn ich hier auf alle Einzelheiten eingehen wollte. Es kommt auch nicht darauf an, wer in Rede und Gegenrede unter uns gerade in den einzelnen, zur Erörterung gelangenden Fragen recht gehabt hat. Uns kam es eben nur darauf an, uns so schnell wie möglich zu unterrichten. Wir sprachen zunächst über die Notwendigkeit der Reservate und der eingeborenen Pfleger. Unser Gastfreund fühlte sich als solcher und nach seinen Worten identifizierte er sich mehr als einmal unbewußt vollständig mit dem Negerinteresse „Wir haben per Hütte nicht mehr als 4,3 ha Land gefordert", so lautete meine in Anführungszeichen gestellte Tagebuchnotiz. Auch trat bei ihm der Gegensatz und die Animosität gegen die einmal vor-handenen großen Pflanzungen sehr stark in den Vordergrund. Aber er gab zu: „Freilich in ihren Reservaten tun die Ein-

geborenen nichts, wie man sieht." Auf die Frage, wie denn die Schwarzen arbeiten lernen sollten, wenn nicht eben in solchen Pflanzungen, war seine Meinung: Die Regierung habe Angestellte hinauszuschicken, die, unter einem gewissen Druck allerdings, die Neger zur Arbeit veranlassen müßten. Als Vertreter der Neger müßten die Pfleger gegen die Verlegung von Dörfern protestieren, wenn sie auch bei einzelnen derartigen Verlegungen keine Einsprache erhoben hätten. Die Landkommission müßte unabhängiger vom Gouverneur arbeiten, als wie es zurzeit der Fall sei. Das letzte Ergebnis und mein Eindruck dieser Unterhaltung ist gewesen, daß es sich hier um wirtschaftliche Gegensätze handelt, die bei Lage der Sache kaum ganz zu vermeiden sein werden. Unser Senior, der seine besondere Sympathie für die Mission auch noch durch einen wiederholten Besuch bei dem Vorsteher am nächsten Morgen zum Ausdruck gebracht hat, mag wohl recht haben, wenn er in seiner freundlichen Weise auch hier das Wirken der Mission ausdrücklich anerkannte, aber hinzufügte: Man möge auch des Bibelspruches nicht vergessen, daß wir untertan sein sollen der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. Auch ich möchte nicht mit meiner Wiedergabe dieser Eindrücke den Anschein erwecken, als wenn ich das Wirken eben dieses Missionsvorstehers nicht bereitwilligst anerkenne. Ich tue dies umso lieber, als er auf die Frage eines Kollegen am Schluß der Unterhaltung es ausdrücklich ablehnte, über die Kaufmannsgeschäfte der Baseler Mission in Viktoria irgendwie informiert zu sein.



Es war gegen Abend geworden, als wir einzeln bei Fackellicht wieder den Rückweg in unsere Quartiere suchten. Bei Nacht und dazu noch bei Regen war es etwas unheimlich, die jäh abstürzende Schlucht zu überschreiten, die sich seitlich der Gouvernementsgärten zu Tale zieht und bei Tage überaus malerisch wirkt. — Von dem Abend haftet vor allem die Tischrede in meiner Erinnerung, die der darum von uns ersuchte Kollege auf die Entwicklung der Kolonie Kamerun gehalten hat. Ich habe mich in dem Abglanz seines umfassenden Wissens über Land und Leute im Hinterlande von Kamerun gesonnt und mir war erfreulich, daß die übrigen Gäste unter dem Eindruck seiner Darlegungen standen. Es ist doch nicht gleichgültig, ob unsere Landsleute in Kamerun den Eindruck gewonnen haben, daß in dem Reichstag wenigstens eine gewisse Kenntnis der Dinge obwaltet, ohne daß man die Kolonie persönlich gesehen hat. Es ist mir lieb gewesen, als ich nach meiner Rückkehr einen Brief der Kaufleute in Kribi, abgedruckt in der Börsenhalle vom 15. Oktober, wiederfand, in dem es heißt: Man sei erstaunt gewesen, zu sehen, wie genau sie (die Abgeordneten) über die hiesigen Verhältnisse (Kribi) und selbst über die im Hinterlande unterrichtet waren. — Aber ich will sofort hinzufügen: Wie wenig bedeutet doch die theoretische Arbeit von Jahren gegenüber der praktischen Erfahrung von Tagen, die wir gewonnen haben! Sollte mich noch einmal ein Interviewer fragen, ob und was ich mir von einer solchen Studienreise verspreche, so würde ich vorziehen zu schweigen, um nicht die Frage unhöflich zu qualifizieren.



Nur mit schwerem Herzen bin ich am nächsten Morgen von dem kühlen Buea geschieden. Die Anforderungen der nächsten Tage in der Hitze der Küste hatten wir an uns selbst nicht eben niedrig gestellt. Die „Herzogin Elisabeth" sollte uns am Nachmittag von Victoria nach dem benachbarten Kriegsschiffshafen bringen zur Besichtigung der dortigen Pflanzung und dann wollten wir die Nacht hindurch nordwärts nach Bibundi fahren. — Um die Nachtruhe im Wellengang auf dem leichten Schiff, das für sieben Abgeordnete nur zwei Betten, vier Feldbetten und eine Bank hatte, sah es nicht eben hoffnungsvoll aus. Die darauffolgende Nacht sollte uns ebenso nach dem Süden der Küste führen. Auch die dritte Nacht mußte rückwärts gereist werden nach Dualla und erst in der vierten Nacht konnten wir hoffen, wieder in die eigene Häuslichkeit zu kommen, als welche uns die „Eleonore Woermann" seit Wochen erschien. Doch muß ich sagen, diese forcierten Reiseanstrengungen werden mir eigentlich erst nachträglich klar. Die Fülle der Tagesereignisse ließ eben alles andere vergessen.

Noch auf dem Abstieg von Buea bot sich uns ein dem Deutschen nun einmal immer interessantes, nämlich militärisches Schauspiel. Der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe führte in Soppo vor der Kaserne im Gelände eine Kompagnie vor im Marsch und Parade und endlich im Gefecht. Die eng aufgeschlossene Kolonne erhielt aus dem Busch Feuer. Sie reagierte prompt in der Aufnahme des Gefechtes und in der Herstellung der Sicherheitsstellung. Es waren prächtige Kerle, diese schwarzen Soldaten. Ich hoffe, mir von der Würde



Schutztruppe in Soppo.





des Reichstagsabgeordneten nichts vergeben zu haben, als ich mit meinem photographischen Apparat von der Seite einige Aufnahmen machte, von denen mir allerdings die Gefechtsbewegungen in ihrer Geschwindigkeit nicht gelungen sind.

Am Nachmittag brachte uns die „Herzogin Elisabeth" zunächst nach Kriegsschiffshafen, dem der Viktoriabucht benachbarten Meereseinschnitt. Ein nahezu unbetretener Urwald, in dem eine große Art von Affen hausen soll, deckt die dazwischen liegende Halbinsel bis an die Küste. Der Hafen, soweit von einem solchen die Rede sein kann, denn es steht überall eine erhebliche Brandung an der Küste, soll besser gegen einfallende Winde geschützt sein, als die Viktoriabucht. Am Ufer steigt rings der Bergwald hinauf. Nur die Pflanzung der Kamerun Land- und Plantagen-Gesellschaft mildert die herbe Jungfräulichkeit der Landschaft. An der rechten Seite von der Einfahrt aus hat vor Jahren ein deutsches Kriegsschiff einen mit dem Meere verbundenen Kratersee aufgefunden. Nach Art der blauen Grotte auf Capri muß man durch eine Höhlung unter dem Fels hindurchfahren. Unser freundwilliger Kapitän Witt von der „Herzogin Elisabeth" steuerte uns selbst in einem der Schiffsboote hinein, denn es mußte geschickt gemacht werden, wenn man nicht im hohen Seegang das Boot gegen die Felsen scheitern lassen wollte. Jenseits der Höhlung erhob sich hoch über dem stillen See der felsige Rand wie ein gewaltiger Kamin. Von oben flutete das Licht der schon schräge fallenden Sonnenstrahlen hinein, gedämpft durch das Grün der Bäume, vom überhängenden Fels

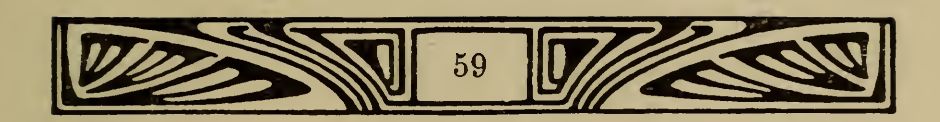


senkten sich blattreiche Lianen hinunter, es war wie ein Gebilde träumender Künstlerphantasie, würdig des Pinsels eines Böcklin.

Aber schon eine der nächsten Wellen trug uns wieder hinaus, ein Abgeordneter darf ja bei Naturwundern nicht zu lange verweilen. Von der Pflanzung habe ich schon früher im anderen Zusammenhang berichtet. Es dunkelte, als wir unser Schiff wieder erreichten. Und nun: Anker auf! Die Kajüte bot zwei Betten für unseren Senior und noch einen der Kollegen, die Messe eben Raum für einige aneinander geschobene, aufgeschlagene Feldbetten, zwei Schlafräume neben dem Maschinenraum waren disponibel, und damit waren sechs Abgeordnete und unser Oberstabsarzt untergebracht. Ich selbst schlug mein Quartier auf der Kajütenbank auf.

Beim Aufwachen am nächsten Morgen näherten wir uns dem schon oft genannten Bibundi. Mit uns reiste friedlich, anscheinend auf seiner Hochzeitsreise begriffen, ein Walfischpaar. Auch sie liefen wie wir mit etwa 12 Meilen Geschwindigkeit, wenigstens solange wir sie beobachtet haben — vielleicht 25 m von uns entfernt. Auf und nieder glitten die gewaltigen Fischleiber durch die Wogen, selber mit ihrem Körper einer gleitenden Welle vergleichbar. Und dabei veränderten sie kaum die Lage gegeneinander und gegen unser Schiff. Erst als sie zurückblieben und unseren Blicken entschwunden waren, haben wir, glaube ich, das Ziel ihrer Reise gefunden. Die See wimmelte an der Oberfläche von ganz kleinen Fischen.

Schon wiederholt hatte der Oberstabsarzt Ziemann uns auf den großen Fischreichtum an der Westküste von Afrika



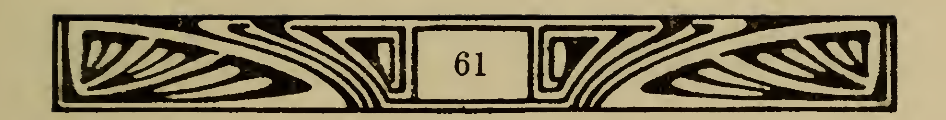
hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, was die Ausnutzung desselben für die Kolonie Kamerun bedeuten könne. Der Neger ist auf Fisch noch gieriger als auf Fleisch, und das sagt gewiß viel. Es ist ja bekannt, daß die Schwarzen sich über einen getöteten Elefanten, nachdem sie die Erlaubnis zur Zerlegung des Tieres erhalten haben, herstürzen, nun — wie eben die Wilden. In ihrer Gier nach dem Fleische sollen sie auch Arm und Bein des anderen nicht schonen. Noch größer soll aber ihre Sehnsucht nach der phosphorhaltigen Fischnahrung sein. Man berichtete uns, daß an der Mündung des Kamerunflusses wiederkehrend zu Zeiten eine Fülle von Schaltieren auftritt — von dem portugiesischen Worte Cameroon, d. h. Krebs, soll das Land seinen Namen haben — und daß an solchen Tagen alle Negerdörfer an der Küste die Tiere zur Aufbewahrung trocknen und unglaubliche Gerüche verbreiten. Nun sahen wir selbst etwas von diesem Reichtum an kleinen Fischen. Freilich die Reise unserer beiden Walfische wurde dadurch ihres poetischen Charakters entkleidet.

Herr Weiler, einer der Direktoren und der Leiter der großen Pflanzungsgesellschaft Bibundi, führte uns mit einem der großen Boote, welches von der Landungsstätte Bibundi uns entgegengekommen war, durch die Barre in das tiefe, nicht ungefährliche, weil reißende Wasser des bei Bibundi ausmündenden Gebirgsflusses. Er hatte uns bereits in Viktoria an Bord unseres Schiffes begrüßt und persönlich die Einladung, die Pflanzung Bibundi zu besehen, freundlich wiederholt. Schon in der Heimat war es uns von dem Direktorium

nahegelegt worden, doch, wenn möglich, auch nach Bibundi zu fahren. Wir haben unseren Besuch nicht zu bereuen gehabt.

Zunächst will ich über Herrn Weiler selbst ein Wort sagen. Er ist einer unserer alten Kolonialmänner, bekannt schon durch die Geschichte unserer Kolonie. Aber nicht alt an Jahren, sondern in rüstigster Manneskraft, von umfassendem Wissen über die Verhältnisse, die ihn angehen und liebenswürdiger Anspruchslosigkeit — recht so ein Mann, wie man ihn sich unter dem breiten Pflanzerhut, den er trug, auszudenken pflegt, sehnig, markig und gebräunt.

Aber dort am Flußufer auf hoher Rampe eine helle, anmutige Frauengestalt, jugendlich, fußfrei gekleidet! Es war seine Gattin, die den heimkehrenden Pflanzer vor den vielen fremden Männern nur mit den Augen zu grüßen wagte, seit einem Jahre dort verheiratet. Mehr wage ich nicht zu sagen, wenn ich auch als treuer Erzähler eigentlich etwas von den Gefühlen wiedergeben müßte, die wohl jeder Deutsche empfindet, wenn er wochenlang keine deutsche Frau gesehen hat und dann zum erstenmal wieder vor eine Dame tritt. Ich glaube keiner von uns alten Knaben hat sich dem Liebreiz entziehen können. Nicht die reiche Gastlichkeit, die uns im Hause geboten wurde in der drahtumkleideten, also moskitosicheren Zwischenveranda, von der nach vorne der Blick auf die See, nach hinten der Blick auf weite Kakaopflanzungen schweift, nicht der gute Wein aus der Rheinpfalz, der uns die Herzen erhob, wenn wir armen Tropenfahrer auch nur wenig davon kosten durften, sondern der Hauch frauenhafter Fürsorge ist



es, der in unserer Erinnerung über diesem Hause in der Baumwildnis liegt, wie der Sonnenschein, den Bibundi sonst zu entbehren hat.

Denn hier kann man wahrlich ermessen, was die Tropenfeuchtigkeit ist. Wir haben an den regenreichsten Plätzen in Deutschland eine jährliche Niederschlagsmenge von 78 bis 80 cm. In Bibundi fällt nach Wohltmann jährlich Regen von etwa 10 m! Fast andauernd hängt die Wolkenschicht an dem im Hintergrund der Pflanzung aufsteigenden Urwald bis hinauf zum alten Krater, der sattgrün von Wald bedeckt ist. Was wirkliche Schwüle ist, davon haben wir hier vielleicht den stärksten Eindruck gehabt, und ich fürchte, auch gesundheitlich bedarf man dringend des dauernden Chininschutzes, infolgedessen die zierlichen Hände unserer jungen Wirtin ein Zittern befallen hatte.

Ähnliche Kakaopflanzungen haben wir nur in Viktoria gesehen, und wir haben es Herrn Weiler gern geglaubt, wenn er uns mit einem gewissen Stolz eine Pflanzungspartie zeigte, die so war, wie nach seiner Meinung eine ideale Kakaopflanzung überall aussehen müsse. Rein von Unrat der Boden, glatt die beinstarken, 2 bis 3 m hohen Stämme, breit überhängend das Blätterdach, in sich abgeschlossen, so daß keine sengende Sonne Lücken zu reißen vermag. Die Pflanzung Bibundi bedeckt mit ihren Vorwerken einen angebauten Flächenraum von 800 ha auf einem ihr gehörigen Gebiet von zirka 14000 ha. Ihre Produkte sind teilweise bester Qualität. Bibundikakao ist, wie uns lächelnd erzählt wurde, zeitweilig

als Venezuelakakao verkauft worden. Er war eben sehr viel besser, als die bittere Nachrede der nicht afrikanischen Konkurrenz. Ich habe, wieder zu Hause angekommen, für meine Kinderschar angeordnet, daß nur deutscher Kakao gekauft werde.

Wie in Viktoria führt auch hier eine Bahn durch die Pflanzung. Sie ist weniger ausgebaut und primitiver, aber sie reichte doch aus, um uns die Mühe der Wanderung zu ersparen oder wenigstens zu erleichtern. Bibundi hat seinen Aktionären bisher viel Geld gekostet. Es ist dringend zu wünschen, daß ihm auch regierungsseitig ein gewisses Entgegenkommen bewiesen werde. Dazu gehört in erster Linie eine Verbindung mit Viktoria, die heute fehlt. Möglich, daß, wenn diese Verbindung einmal hergestellt ist, dann auch der Herr Gouverneur leichter für Bibundi erreichbar ist. Heute führt ein Weg von Viktoria aus nur über die Essersche Pflanzung bis nach Mokundange. Von dort ist durch Weiler der Pflanzungsweg bis Batoki, einem Reservat der Eingeborenen, hergestellt, von da aber ab ist er bis Isongo neu zu schaffen. Von Isongo geht ein Weg abermals durch ein Vorwerk der Pflanzung 6 bis 8 m breit, etwa 2 km lang. Dann aber ist derselbe abermals weiter zu führen bis Debudscha und bis zum Fluß Etsume. Dort setzt wieder der Pflanzungsweg ein bis zum Bibundifluß. Über den Bibundifluß aber ist eine Brücke zu schlagen bis zu dem vorhandenen Pflanzungsweg der Pflanzung Idenau Sanje, die wir am Nachmittag besichtigten. Derselbe führt bis zum Sanjereservat, womit vorläufig der Weg abgeschlossen sein kann. Ich



habe an Hand von Kartenmaterial der Pflanzung, mit genauen Planzeichnungen, dabei gesehen, daß durch eine derartige Weganlage zugleich eine ganze Reihe von Reservaten der Eingeborenen aufgeschlossen werden, als da sind Batokki, Utsche und kleine Eingeborenendörfer, ferner die Reservate Bakingele, Njonje und endlich das bereits erwähnte Reservat Sanje. Sonach würde dieser Weg nicht nur der Pflanzung Bibundi dienen, die billigerweise mit ihrem Betriebe einen Anspruch darauf hat, auch ohne Seeschiff vom nächsten Sitz der Regierung aus erreichbar zu sein, sondern auch den Pflanzungen Oechelhausen und Debundscha und den sogenannten Reservaten.

Wie schwer es ist, in dem jetzigen Zustande nur den dringendsten Bedürfnissen der Pflanzer gerecht zu werden, davon mag eine hübsche Reitmula etwas erlebt haben. Der Direktor von Idenau Sanje, Herr Volley, der mit auf der „Eleonore Woermann“ war, hatte das Tier in Las Palmas erworben. Es stand am Vordeck vor dem letzten Kabinenlicht neben der Treppe und zu unserem Ergötzen streckte sich zeitweilig aus dem Kajütenlicht ein weißer Frauenarm, um dem Tier zu schmeicheln. Ich fürchte, das Berggestrüpp ist weniger sanft mit ihm umgegangen, als man es hindurchgebracht hat bis zum Pflanzungshaus von Idenau Sanje. Dort haben wir am Nachmittag ein merkwürdiges Schauspiel genossen. Dem nach einem Erholungsurlaub in Deutschland heimkehrenden Ehepaar Volley wurde von den ungezählten schwarzen Arbeitern ein festlicher Willkomm bereitet. Schon unterwegs hatten wir mehr als einmal von der Frau des Hauses ge-



hört, daß sie endlich und glücklicherweise wieder „nach Hause“ komme! Und die Freude muß eine gegenseitige gewesen sein. Man hatte alle die Schwarzen mit neuen Hüfttüchern geputzt, aufgereiht standen sie in langen Gliedern, auch als wir etwas später eintrafen. Sie hatten einen Festtag bekommen, es wurde nicht gearbeitet. Aber als wir auf der Veranda des Hauses in Kaffee das Wohl der Hausfrau tranken, erschien unten ein langer Zug. Die Schwarzen wollten ihr „play“ machen. Mit Trommeln und allerhand Musikinstrumenten vollführten sie die seltsamen Tänze, die man für unzüchtig halten könnte, wenn sie nicht zufällig dem bei uns ja in den besten Kreisen beliebten Cake=Walk aufs Haar gleich kämen. Dabei sangen sie in ihren gutturalen Tönen: „Unser Massa ist heut wieder gekommen, unser Massa gibt uns heut some rum.“ Es waren im wesentlichen Balundu. Da ich ihre Sprache nicht gedruckt vor mir habe, kann ich die Laute nicht wiedergeben.

Die einbrechende Dunkelheit führte uns wieder an Bord und in den darauffolgenden zwölf Nachtstunden gelangten wir nahezu bis an den äußersten Süden der Kolonie. Ich muß bekennen, daß mir bei dieser Fahrt etwas unheimlich war. Schon gegen Mitternacht bin ich von meinem harten Lager aufgestanden und auf die Brücke zum Kapitän gegangen. Dort vergaß ich freilich schnell die Gedanken, die ich auf meinem Lager nicht los werden konnte. Es war mir immer wieder durch den Sinn gegangen, daß wir hier an



einer Küste fahren, unheimlich auch für den Seemann, ziemlich dicht unter dem Lande, in einem Gewässer, über welches die Vermessungen noch nicht erschienen sind, fast ganz ohne Schiffahrtszeichen, vielleicht über manchen Fels hinweg, den man nicht sehen kann, und den nur der Neger findet, indem er sich auf den Rand seines Bootes legt und, wie er sich ausdrückt, den Fels singen hört. So wenigstens hat der Kapitän Jenssen von der „Eleonore Woermann" weiter im Norden einmal einen gefährlichen Felsen mit Hilfe der Neger wiedergefunden, von dem das Schiffahrtswarnungszeichen vertrieben war. Es liegt mehr als ein Wrack an dieser Küste. Auf unserer Rückfahrt trafen wir die „Helene Woermann". Ihr äußerer Schiffsboden war aufgerissen durch einen unbekannten Fels im Meere. Sie schwamm nur noch auf dem inneren Boden, den ihr Kapitän kunstvoll gestützt hatte, aber die inneren Schiffsstützen waren doch wie die Schraubenzieher verbogen worden unter dem gewaltigen Anprall. Nun sollten wir selbst vielleicht noch in der Nacht, die Küste bei Kribi ansegeln. Vergeblich spähte der Kapitän nach dem roten Lichte aus. Auch mein besonders gutes Nachtglas ließ nichts erkennen. Der Tag brach herein und wir sahen hinter uns den weißen Leuchtturm. Wir waren an dem roten Licht vorbeigefahren und hatten es trotz eifrigen Suchens von vier guten Augen, trotz guter Gläser und trotz unserer unmittelbaren Nähe nicht entdeckt. Das rote Leuchtfeuer von Kribi ist ein Hohn auf die Aufgabe, ein Seezeichen zu sein; ich will hoffen, daß meine persönliche Vorstellung bei dem Herrn Gouverneur es



inzwischen schon durch ein wirkliches Licht ersetzt hat. Durch die hohe Brandung kamen wir in der Morgenfrühe ans Land. Über unsere Ankunft hatten leider Mißverständnisse obgewaltet. Die Kaufleute der Umgebung — Kribi ist ein Handels- und nicht ein Pflanzungsplatz — hatten uns schon tags zuvor erwartet; ich weiß nicht, auf welche unklare Disposition hin. Die meinige war klar und bestimmt gewesen. Ich hatte Herrn Faasch nach Longji, dem vier Marschstunden nördlich von Kribi liegenden Faktoreiplatz direkte Mitteilung geschickt, daß wir am 3. September in Kribi eintreffen würden und hatte erwartet, daß in Kribi selbst die Kaufmannschaft vom Bezirksamtmann richtig unterrichtet sein werde. Hatte doch der Herzog Johann Albrecht bei unserer Abreise uns noch besonders anempfohlen, nicht nur mit den offiziellen Persönlichkeiten in den Kolonien, sondern auch besonders mit der Kaufmannschaft Fühlung zu suchen — eine Äußerung, die dem Präsendenten der Kolonialgesellschaft wohl ansteht, die aber in dem Munde des hohen Herrn besonders erfrischend auf mich gewirkt hat. Meine direkte Mitteilung an Herrn Faasch in Longji beruhte auf der Tatsache, daß uns bereits nach Viktoria eine Eingabe von nicht weniger als acht der namhaftesten Firmen des Südbezirkes entgegengeschickt war des folgenden Inhalts:

„Die Firmen des Südbezirkes Kameruns erfahren mit großer Freude, daß die Reichstagsabgeordneten Kamerun einen Besuch abstatten wollen, und geben wir der Hoffnung Ausdruck, daß sie auch unseren, vom Gouvernement weit abge-



Wasserfall bei Kribi.



legenen Distrikt aufsuchen werden, was sich ja leicht mit dem Dampfer ‚Gouverneur von Puttkamer‘ bewerkstelligen läßt. Sie werden ja im Norden, hauptsächlich von Viktoria nach Buea hinauf, gute Wege und gute Verkehrsmittel antreffen, aber wir möchten Ihnen auch einmal zeigen, wie es bei uns hier im Südbezirk aussieht. Gerade unsere Firmen bezahlen wohl von allen Bezirken im Augenblick die höchsten Zölle, und da unsere Waren nur mit Trägern befördert werden können, sind für uns gerade ausgebaute Wege, die wir eventuell mit Lastautomobilen befahren können, von größtem Nutzen. Sie werden sich überzeugen, daß wir uns hier nur mit ganz gewöhnlichen Negerpfaden abfinden müssen, und versprechen uns einen großen Erfolg von Ihrem Besuch.“

Jetzt waren die meisten der Herren am Tage zuvor da gewesen und hatten wieder abreiten müssen. Nur Herr Faasch aus Longji kam richtig vormittags an und es gelang auch, eine Anzahl der kaufmännischen Vertreter noch herbeizurufen. Im Amtsgebäude mußten wir warten bis zwei Pferde aufgetrieben waren, gräuliche Gäule, mit denen Kollege v. Böhlendorff und meine Wenigkeit sich entschlossen, den sogenannten Weg nach Longji zu bereiten. Andere Kollegen sahen das Bezirksgefängnis an, andere die Mission. Wir haben uns an diesem Tage gewissermaßen in Kommissionen geteilt. Erfreulich war das Landschaftsbild, das Kribi selbst mit seinem Wasserfall vor der Mündung des Flusses bietet. Bereits der Bezirksamtmann hatte uns auf das Bedenkliche eines Rittes auf dem sogenannten Weg nach Longji hingewiesen, noch

dazu um Mittagszeit ohne jedweden Schatten. Die Sonnenglut hat uns nun freilich nicht geschadet, aber weiter gekommen sind wir auf dem sogenannten Wege doch nur bis zur dritten Brücke. Dieselbe war nicht einmal für Fußgänger passierbar. Ich lag, mit dem Pferde gestürzt, vor derselben, Herr v. Böhlendorf machte Seiltänzerkunststücke, um zu Fuß hinüber zu gelangen, gab das Experiment auf meine Bitte aber auch auf.

Auf dem Wege von Longji nach Plantation sind die vorhandenen Brücken unpassierbar. Auf der Strecke Plantation bis Longji gibt es trotz zirka acht Flußübergängen überhaupt keine Brücke. Dieser Weg ist kein Weg und dabei soll er die beiden Hauptplätze des Südbezirkes miteinander verbinden. Gleichwohl sind bereits Mittel, soviel ich mich erinnere, für denselben bewilligt und die Küstenfirmen haben sich selbst zu einem Beitrage bereit erklärt. Man könnte fragen, ob es sich denn der Mühe lohnt, zu Lande von Kribi nach Lonji zu gelangen. Es soll Bezirksamtsleute gegeben haben, die in einem fünfmonatlichen Aufenthalt am Sitz des Bezirkes noch nicht bis Longji gelangt sind. Aber ich kann mich zur Orientierung auf eine kurze Zahl beschränken. Eine einzige in Longji domizilierte Firma hat vom April bis zum Ende Juni d. J. an Zöllen nicht weniger als Mk. 160000.— bezahlt. Mir will scheinen, wo solche Geschäfte gemacht werden, sollte man billigerweise trockenen Fußes dahin gelangen können, wohin soviel Geld seinen Weg findet. Die Forderung, daß zwischen Batanga, Kribi, Plantation und Longji ein Weg



Blick auf Plantation.



hergestellt werde, erscheint schlechthin berechtigt; große Schwierigkeiten stellten sich in der Busch- und Dünenformation des Landes kaum in den Weg. Es ist begreiflich, daß in dem Südbezirk sich allmählich eine recht herbe Stimmung unter den Kaufleuten geltend gemacht hat. Ich hätte den lebhaften Wunsch, daß die höheren Instanzen sich die Dinge hier einmal persönlich ansähen. Ein Vorwurf gegen einen einzelnen Beamten aber soll damit nicht verbunden sein; wie könnte man einen Vorwurf gegen einen Bezirksamtmann erheben, wenn, wie früher erwähnt, in fünf Jahren ihrer sieben in diese Verwaltung sich der Reihe nach geteilt haben? Da ist es denn begreiflich, daß einer der Faktoreivertreter, der sechs Jahre in Kribi gewesen ist, mir ganz harmlos erzählte: Ja früher, vor sechs Jahren, sei ja der Weg viel besser gewesen und entschuldigend hinzufügte: die Brücken seien gar so schnell eingestürzt.

Einen Teil der Kaufleute, die erst etwas spät am Tage sich bei uns einfanden und deren Unterhaltung uns doch interessant sein mußte, haben wir mit an Bord, ja sogar mit nach Longji genommen; sie waren so erfüllt davon, uns ihr Leid zu klagen, daß sie die Strapazen des Rückweges nicht gescheut haben. Wir aber liefen gegen Abend Longji selbst an und ankerten hart unter dem Lande, so daß wir einen Blick auf die Häuser und Anlagen werfen konnten. Es sind großartige Faktoreien, die dort errichtet sind, speziell von Hamburger Firmen: Pagenstecher, bezw. Randad & Stein. Und der Vertreter daselbst, Herr Faasch, ist einer von den schon früher von mir erwähnten kräftigen Menschen, von



denen man beinahe bedauern möchte, daß sie nicht statt ihrer Faktorei und den von den Firmen daselbst angelegten Versuchsplantagen den ganzen Südbezirk zu regieren haben.

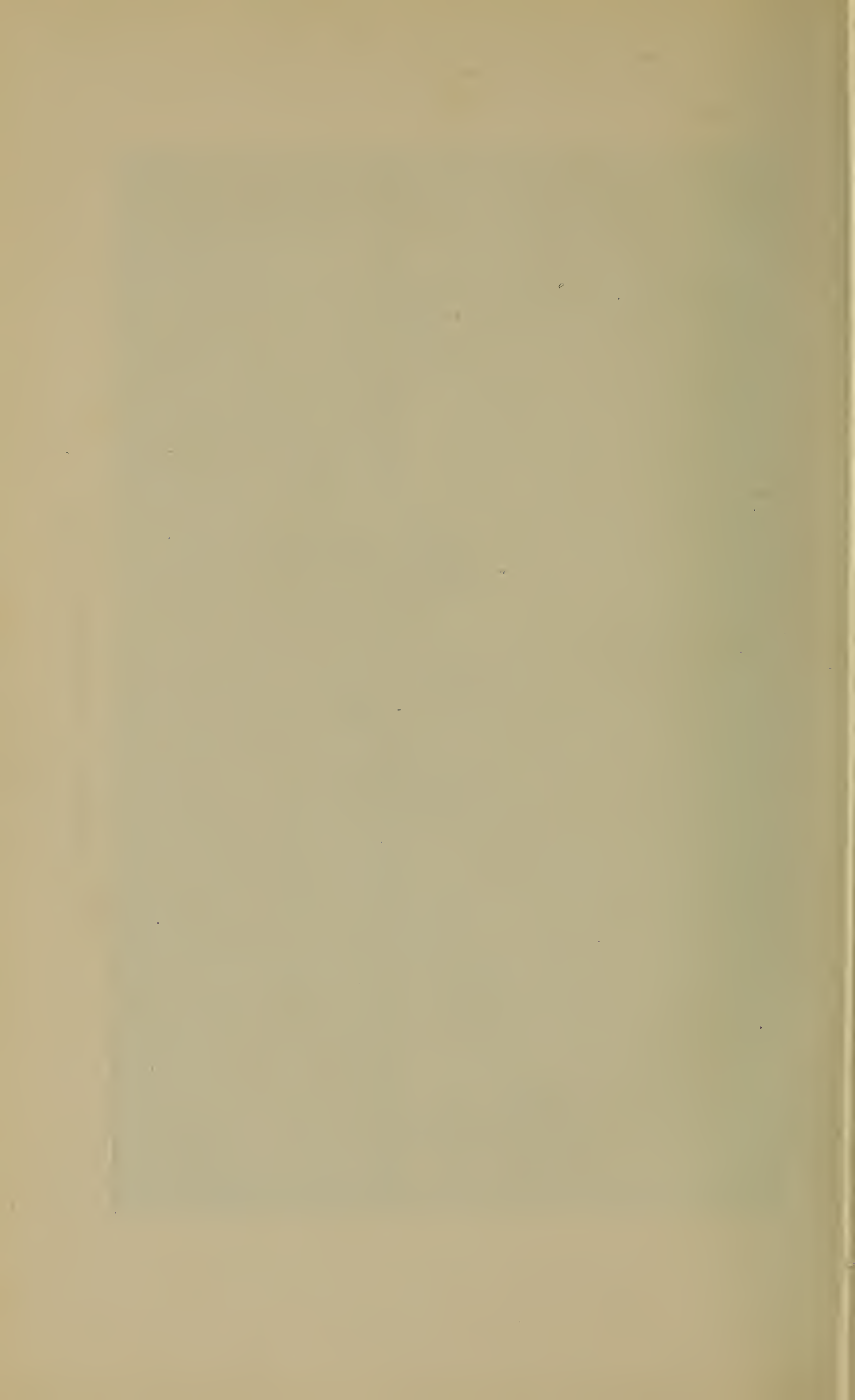
Einzelne von uns genossen noch am Abend die Gastfreundschaft in Longji, die Mehrzahl aber war zu ermüdet und angestrengt, um nochmals durch die Brandung zu gehen. Freilich bietet Longji für kleine Fahrzeuge einen besseren Ankerplatz als Kribi. Eine Felspartie gewährt einen natürlichen kleinen Hafen, aber für einen Seeschiffshafen ist dieser Platz ebenso ungeeignet wie Kribi. Das Seeschiff liegt auch hier an der offenen Küste. Die Fahrt von Kribi nach Longji aber hatten wir nicht direkt gemacht, sondern waren zunächst noch weiter südlich gegangen, um einen Blick auf Batanga und den Wasserfall des Flusses zu werfen, der hier von erheblicher Höhe direkt ins Meer herunterstürzt.

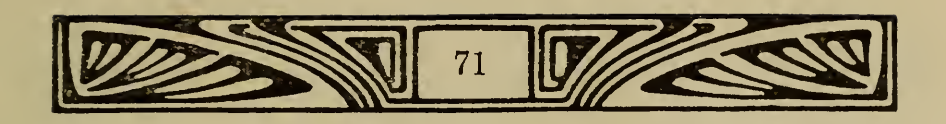
Als alles wieder am Abend an Bord war, traten wir alsbald die Rückreise nach Norden an. Wir hatten alle das Gefühl einer bis zu einem gewissen Maße erfüllten Pflicht, als wir am nächsten Morgen nunmehr in den Hafen von Dualla einliefen. Durch die nächtlichen Fahrten hatten wir außerordentlich viel Zeit gewonnen und ebenso viel Zeit erübrigt, nicht nur für Dualla selbst, sondern auch für die nunmehr von dort aus möglichen Exkursionen ins Innere, den Sanaga und den Wuri hinauf.

Wenn ich mich nunmehr über den Hafenplatz Dualla auslasse, so muß ich zuvor bekennen, daß ich mir von dem-



Totalansicht der Hauptfaktorei in Longji.





selben eine völlig verkehrte Vorstellung gemacht hatte. Ich wußte, daß Dualla den Endpunkt der regelmäßigen Schiffsfahrtslinie bildet, welche Deutschland monatlich mit Kamerun verbindet, daß es Anlaufshafen für weiter südlich gehende deutsche Dampfer, auch für englische Linien sei und daß daselbst eine Anzahl von Flüssen in der Bucht von Kamerun zusammen ausmündeten, die aber nicht sehr weit schiffbar seien. Auch sollte Dualla demnächst den Endpunkt der Bahn bilden, welche zunächst nach den Manengubabergen projektiert ist. Gerade die Begründung der Bahnvorlage im Reichstag, die mich lebhaft interessiert hatte, hatte gewollt oder nicht gewollt, bei mir die Vorstellung verstärkt, daß es eigentlich mit den schiffbaren Flüssen in Kamerun sehr schwach bestellt sei, und daß man froh sein müsse, in der Bucht bei Dualla immerhin noch einen Hafen zu finden, wo der Umschlag vom Eisenbahnverkehr in den Seeverkehr vielleicht stattfinden könnte. Allerdings würden zur Durchführung des Gedankens noch allerhand Flußkorrektionen und Wasserbauten notwendig sein.

Man kann sich daher meine Überraschung denken, als wir von der offenen See zunächst in eine gewaltige Bucht einfuhren, die sich etwa präsentierte wie die Mündung der Elbe bei Cuxhaven! Allmählich rückten die zuerst fernhin sichtbaren Ufer etwas näher heran, man erkannte, daß sie mit Mangroven besetzt seien, die Meeresfarbe im Wasser verlor sich, Brackwasser trat an die Stelle, aber noch immer spähte ich vergebens voraus nach dem Liegeplatz der „Eleonore Woermann". Ich beobachtete, daß sich von der breiten Wasser=



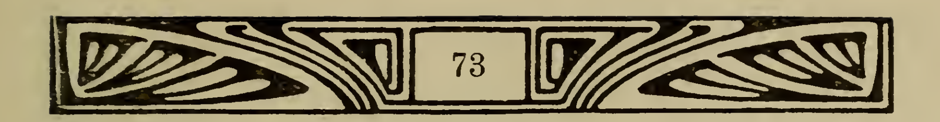
straße seitlich andere Wasserarme abzweigten und entdeckte erst weithin unter dem hohen Ufer unser graues Schiff. Daß sich hier am Endpunkt der bei Dualla zusammenfließenden großen Flüsse, dem Mungo, Wuri, Abo, Lungasi, ein Ästuarium findet von einer Wasserfülle und von einer Ausdehnung, wie es tatsächlich vorhanden ist, hatte ich nicht geahnt, oder besser, trotz mancher Reisebeschreibungen, die es wohl enthalten, nicht erfaßt. Die Beobachtung der folgenden Tage, die wiederholte Überquerung des breiten Stromes vor Dualla, die Befahrung der sogenannten Creeks, welche durch Einschnitte in den Mangrovensümpfen das Ästuarium verzweigen, bei Ebbe und Flut spülend wirken müssen und von Süden auch noch das Wasser des Sanaga der Kamerunbucht zuführen, ferner die Befahrung dieses gewaltigen Stromes, welcher so breit ist wie etwa die Elbe unterhalb Hamburgs, sodann des Wuri, der so breit wie unsere Oder in das Kamerunhaff ausmündet, haben langsam die Überzeugung in mir wachgerufen, daß es sich hier um ein Stromgebiet ersten Ranges handelt und zugleich um einen Küsteneinschnitt, der mit wahrscheinlich nur geringen Hilfen zu einem ersten Hafen der Welt ausgestattet werden kann. Ich bin bei der ruhigen Besichtigung von einem Erstaunen ins andere gefallen. Jetzt aber wundert mich nur noch eins: Daß die Engländer uns seinerzeit diesen Küstenstrich übrig gelassen haben.

Die „Eleonore Woermann" geht etwa 7 m tief, sie war aber ohne Schwierigkeiten dorthin gelangt, wo sie lag.



Dualla. — Woermann-Faktorei.





Den Sand, der sich unmittelbar vor Dualla in mäßiger Breite 6 bis 8 m unter Wasser hinziehen soll, hatte sie noch nicht passiert, aber ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß zwei Schiffe der Elder-Demster-Linie, die nur wenig flacher gehen konnten als unser Woermanndampfer, bei der Flut auch über diesen Sand noch bis hart unter Dualla gegangen sind, und ich weiß, daß etwas flacher gehende Woermanndampfer bis an die Hikoribucht herangehen, um der daselbst befindlichen Woermannfaktorei näher zu liegen. Die Untersuchungen, die Geheimrat Lenz neuerdings veranlaßt hat, haben ferner ergeben, daß es sich bei dem Sand vor Dualla um seit Jahren festliegende Sandmassen handelt, die, voraussichtlich um 2 bis 3 m in mäßiger Breite abgebaggert, einen dauernd haltenden Durchstich zulassen. Ein solcher gibt, mit Bojen gekennzeichnet, ein sicheres Fahrwasser. Aber selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, wenn eine gewisse Baggerung daselbst wegen der von den Strömen zugeführten Sandanschwemmungen dauernd erforderlich sein sollte, so wäre damit an einer einzigen Stelle ein Zwang für eine Baggerung gegeben, wie sie auf der Elbe, auf der Schelde und Themse und wohl an den meisten Hafenplätzen der Welt dauernd ausgeführt wird. Jenseits dieser Untiefe aber findet sich, wie die Karten zeigen, wieder tiefes, für Seeschiffe in beliebiger Breite befahrbares Wasser und damit ein nach jeder Richtung geschützter, geräumiger Hafen, der für einen Weltschiffahrtsverkehr ausreichen würde in der Art wie der Hafen von Lissabon.



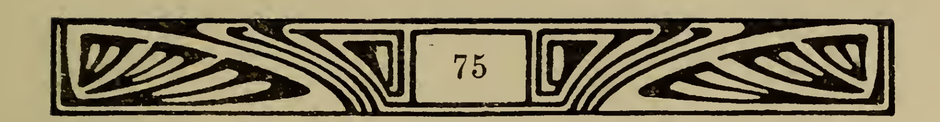
Ich habe im vorstehenden bereits einzelne Ortsbezeichnungen brauchen müssen, die der kurzen Erläuterung bedürfen.

Dualla liegt, von der Einfahrt aus gesehen, auf der rechten Seite des mäßig hohen Ufers. Nach dem Meere zu springt dort die sogenannte Jossplatte vor, eine breite Terrainfläche, hinter ihr führt eine Terrainfalte zum Landungsplatz. Hinter derselben steigt das Ufer wieder an. Gegenüber, jenseits des Stromes, auf der linken Seite von der Einfahrt aus gesehen, liegt niedriges, am Rande mit Mangroven bestandenes Ufer. Dasselbe erhebt sich aber, von einigen Creeks durchbrochen, etwas weiter nach hinten zu der sogenannten Hikorihalbinsel, richtiger Bona Beri genannt. Sie umschifft man, wenn man den nächsten Flußlauf, den Wuri, erreichen will. Im Hintergrund sieht man flaches Gelände, welches nach der Karte von vielen Wasserläufen durchbrochen ist und für den künftigen Hafen daher mit den obengenannten Flüssen ein natürliches Wasserreservoir bildet. Ich füge gleich hier hinzu: die Kamerunbucht ist auch mit dem Sanaga durch den Quaqua-Creek verbunden. Wir haben denselben später mit dem „Soden" und dem „Mungo" befahren. Nach der Mitteilung unseres schwarzen Kapitäns ist, wenigstens zur Regenzeit, der Quaqua-Creek nur an einer Stelle relativ flach. Zur Illustration seiner Mitteilung kam unser Flußkanonenboot „Soden" für kurze Zeit daselbst fest. Zur Trockenzeit freilich soll der Quaqua-Creek viele Untiefen enthalten. Aber schließlich ist er eigentlich



Postboot im Quaqua-Creek.





schon jetzt nichts anderes als ein von der Natur angelegter Kanal, welcher den großen Sanagastrom mit der Kamerunbucht in Verbindung bringt. Nach den Mitteilungen des Baumeister Neumann soll es nur geringfügiger Stackbauten am Sanaga unterhalb der Verbindung mit dem Quaqua-Creek bedürfen, um einen erheblichen Teil des Wasserreichtumes des Sanaga abzuführen in den Quaqua und damit in die Kamerunbucht. Techniker legen hohen Wert auf die dadurch gebotene weitere Spülungsmöglichkeit des Hafenbeckens, um so mehr, als der Sanaga ohnehin an seiner natürlichen Mündung stark zu versanden beginnt. Ist überhaupt einmal ein Bagger um Dualla herum in Tätigkeit, so kann es keine sonderlichen Schwierigkeiten bieten, den von uns befahrenen Quaqua-Creek zu vertiefen. Damit wäre dann alsbald vom Kameruner Zentralhafen sanagaaufwärts auch die Wasserverbindung nach Edea, d. h. 75 km landeinwärts bis zu den Sanagafällen hergestellt.

Ich glaube, diese meine Erwägungen besonders mitteilen zu sollen, weil meines Erachtens für jede Handelsentwicklung eines Platzes die geographische Lage desselben die erste Voraussetzung ist. Je weiter die Flut des Meeres das große Seeschiff in das Innere eines Landes zu tragen vermag, je leichter nicht nur von dort der Bahnverkehr, sondern auch der Umschlagsverkehr zu Wasser sich vollzieht, um so bedeutungsvoller ist es für einen Welthandelsplatz. Ihrer geographischen Lage im Verhältnis zu Ebbe und Flut danken Städte wie Hamburg und Antwerpen ihre unver-



wüstliche Kraft. Ich möchte glauben, daß der Hafen von Dualla in derselben Beziehung ganz hervorragend begünstigt ist. Zwar ist das Hinterland, welches zu Wasser von diesem Hafenplatz aus erreichbar ist, nur von geringer Tiefe. Die Stufenformation Kameruns verdirbt die einmündenden Wasserstraßen schon ein bis zwei Tage landeinwärts durch unkorrigierbare Stromschnellen. Aber was an Tiefe dem daselbst einmündenden Stromgebiet fehlt, wird durch eine ungewöhnliche Breite, wenigstens teilweise, ersetzt. Denn es ist nicht wie bei Hamburg oder Antwerpen nur je ein Gewässer, das in den Hafen einmündet, sondern es sind drei bezw. vier Flußläufe, die, ausstrahlend, eine erhebliche Landbreite, wenn auch mit geringer Tiefe, für den Wasserverkehr erschließen.

Wenn es Zukunftsbilder sind, die mir hier vorschweben, weil heute noch das, was zu erschließen wäre, der Urwald umklammert, so glaube ich doch für ihre Verwirklichung an eine relativ nahe Zukunft. Zunächst freilich wendet das, was wirklich ist im Ästuarium von Dualla, den Blick gelehrter Leute zurück in die allerfernste Vergangenheit. In dem Mangrovenwald, d. h. dem Sumpfgebiet ringsum, das so groß sein soll, wie etwa der Bodensee, lebt als Seltenheit nach Mitteilung des Oberstabsarztes Ziemann ein ungefüges Tier, das Malado: eine Seekuh. Sie soll sonst nur an der Küste von Südamerika vorkommen. Es wirft sich unwillkürlich die Frage auf, ob dies Tier vielleicht auf eine frühere Verbindung beider Kontinente in der Urzeit schließen läßt.



Als wir an Bord der „Eleonore Woermann" in Dualla eintrafen, begrüßte uns der Bezirkshauptmann, Herr v. Brauchitsch, ein in Kamerun seit Jahren bekannter, allseitig beliebter und geachteter Beamter. Ich bin sehr geneigt, die günstige Entwicklung, welche Dualla in den letzten Jahren genommen haben soll, wesentlich auf seine Rechnung zu schreiben. Dafür ist mir ein kleiner Umstand nicht uninteressant gewesen. Die Preise der Lebensmittel sind in Dualla exorbitant hoch. Als die Schwarzen die Forderungen für Geflügel ins Unerträgliche zu schrauben begannen, hat Herr v. Brauchitsch einfach eine Verordnung erlassen, wonach das Angebot über einen bestimmten, schon hohen Preis verboten wurde. Der deutsche Jurist würde sich selbstverständlich über einen solchen Eingriff in die Gewerbefreiheit auf das Äußerste entrüsten. In Dualla ist es das allein Zweckmäßige gewesen. Wenn ich nicht irre, wird in Dualla für dasselbe Huhn, das in Togo 50 Pfg. kostet, M. 1.50 bezahlt. Das Geflügel unterliegt daselbst infektiösen Krankheiten; auch sonst klagen die Europäer in Kamerun über Mangel an frischen Zufuhren. Schon dieser Umstand würde es recht erwünscht machen, wenn zwischen den beiden deutschen Kolonien Togo und Kamerun eine regelmäßige Küstenschiffahrt mittels kleiner Dampfer sich entwickeln würde. Auch würden die Togodampfer dann gleichzeitig als Postdampfer für Kamerun in Frage kommen können.

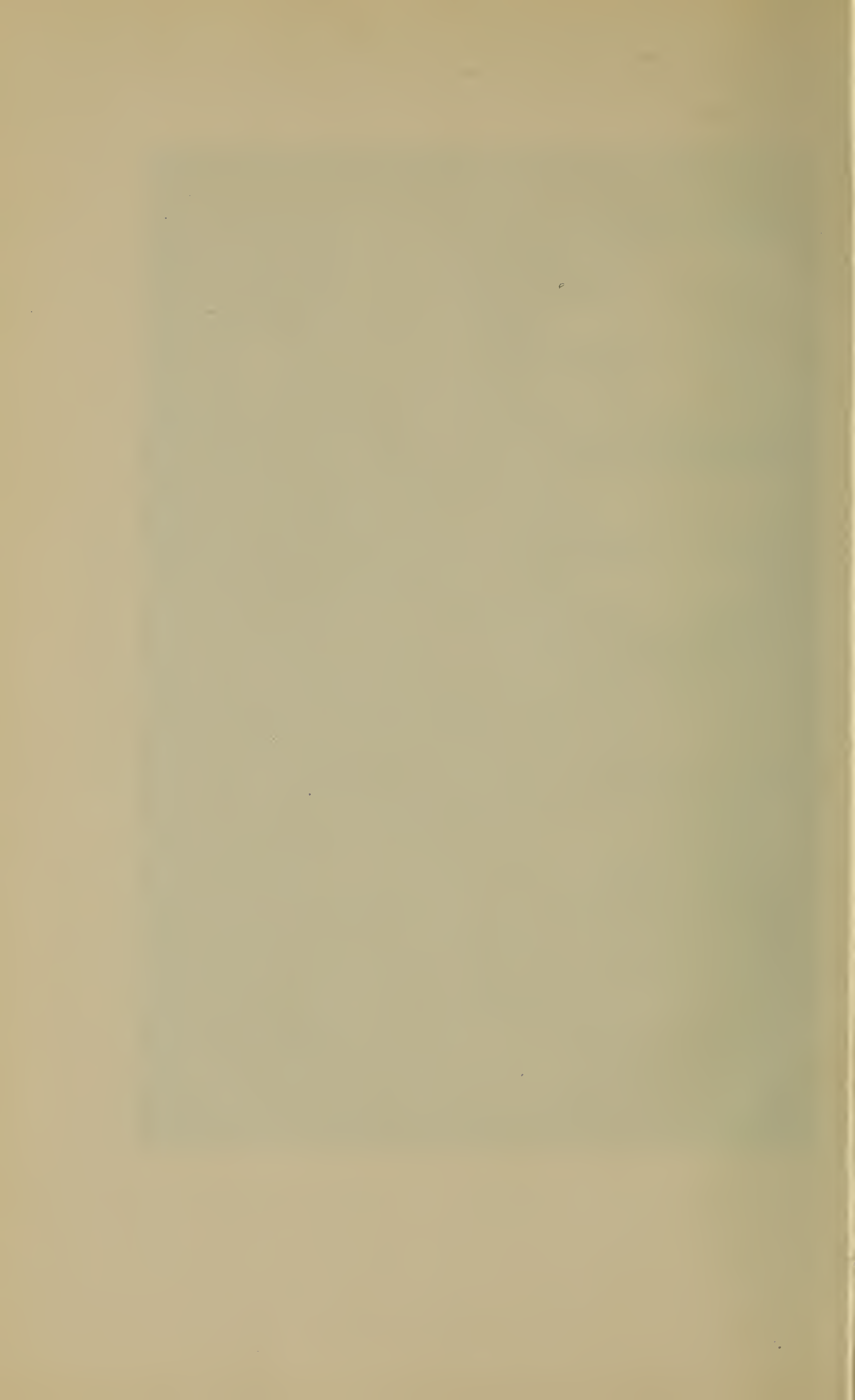
Bezüglich der sanitären Verbesserung Duallas muß ich hier den Namen des Oberstabs- und Regierungsarztes Dr. Ziemann nennen, obwohl wir alle auf der Reise ihm,

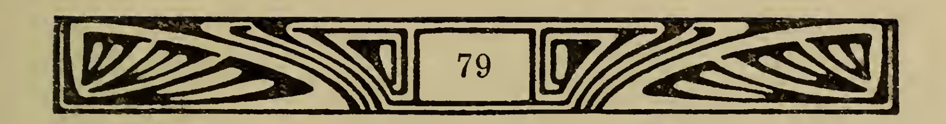
wie ich hoffen darf, in Freundschaft verbunden worden sind. Das könnte mich verhindern, ihn öffentlich zu rühmen, es ist auch nicht notwendig und nicht meines Amtes, daß es geschieht. Aber in einem Punkte möchte ich diesen Mann, der in Dualla seinen Sitz hat, aber dessen Name durch seine Schriften über die Malaria wohl überall bekannt ist, von dem die Kapitäne sich erzählen, daß er auf der Suche nach der Anopheles, der Trägerin der Malariakeime, in den Sümpfen liege und an dem wir selbst erkannt haben, wie ernst er seine sanitäre Aufgabe auffaßt, als ein leuchtendes Vorbild nennen. Er ist die verkörperte Liebe zur deutschen Kolonie Kamerun, zu dem Lande selbst und zu seinen schwarzen Bewohnern. Was Schönes wir auch vor Kamerun mit ihm gesehen haben, ihm war es nur halb recht, daß wir es sahen, denn seine Gedanken und Interessen konzentrierten sich dorthin. Wir Abgeordnete haben Herrn Dr. Ziemann viel zu danken. Nicht nur als dem Arzt, dessen Fürsorge wir empfunden haben, sondern als dem land- und leutekundigen, über der Sache und insbesondere über den Personenfragen stehenden Mann.

Man könnte in jüngeren Jahren die Herren um ihre Stellung beneiden, die, wie der Bezirksamtmann und der Regierungsarzt hier in Dualla in absehbarer Zeit vor noch größeren Aufgaben stehen, als wie sie sie jetzt zu erfüllen haben. Wenn demnächst von hier aus der erste Anfang der großen Hinterlandsbahn nach den Manengubabergen zu ins Werk gesetzt wird, so würde man, meine ich, nicht ungeschickt handeln, wenn man zunächst den ganzen Distrikt, in dem die



Beim Oberstabsarzt Ziemann.





Bahn gebaut wird, dem Bezirksamt Dualla angliedert. Denn der Bahnbau wirft keineswegs etwa nur technische Fragen auf. Sie zu lösen, wird Sache der Unternehmer sein. Aber der Unternehmer wird sein Werk meiner Überzeugung nach nicht durchführen können, ohne die intimste Beziehung zu einer auf eine gewisse Dauer gleichbleibenden Regierungsinstanz und insbesondere zu der höchsten sanitär wirtschaftlichen Instanz im Lande. Er kann nicht mit Weißen, sondern er muß mit Schwarzen seine Bahn bauen. Die Arbeiterfrage wird für ihn noch aktueller werden, als für die Pflanzungen. Die Arbeiterfrage bedeutet aber zugleich eine Ansiedlungs- und Unterkunfts-, vor allem aber eine Gesundheitsfrage, eben solange wie die Bahn die Moskitogrenze nicht überschritten hat. Aber nicht allein die Moskitofrage ist aufzuwerfen, sondern auch die nach der Tsetsefliege oder ähnlichen Giftfliegen, welche mit ihrem Stich die Existenz der Zugtiere in Frage stellen. Daß nicht tsetsefreie Gegenden verseucht werden, bedarf der vollen Aufmerksamkeit der dazu berufenen Instanz. Nicht ohne Grund war Oberstabsarzt Ziemann an Bord des „Soden" hinter einer von der schwarzen Mannschaft verscheuchten Giftfliege her, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Er hat die unglaublichsten Verrenkungen vorgenommen, um sie zu erwischen und war tief betrübt, als ein Schwarzer ihm eine Anzahl bedenklicher Fliegen in einer Flasche gefangen und ein anderer Schwarzer die leere „Bumswasserflasche" wieder über Bord geworfen hatte. Es muß für den Bahnbau erwünscht sein, in allen diesen Fragen gleich mit dem Referenten des Medizinal-

wesens verkehren zu können; auch der Arbeiterkommissar muß leicht für ihn erreichbar sein und es sollte nur ein und derselbe Bezirksamtmann die nächste Verwaltungsinstanz sein. Aus diesen Gründen würde ich die zeitweilige Angliederung des ganzen Bahndistriktes an das Bezirksamt Dualla für eine zweckmäßige Maßnahme halten. Im übrigen will ich gewiß der Vergrößerung der Bezirksämter nicht das Wort reden, ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß man sie mit Rücksicht auf die Entwicklung des Landes so klein machen sollte, wie nur irgend unser Kolonialbudget es vertragen kann.

Aber auch unabhängig von dem Bahnbau steht die Regierung in Dualla selbst noch vor wichtigen Aufgaben. Sowohl die Frage der Wasserleitung, wie die ihm voraus-gehende Aufgabe der Entwässerung ist noch ungelöst. Die Wassertanks auf den Dächern zum Einfangen des Regen-wassers bilden schlechthin eine Moskitobrutstelle. Was aber eine Verbesserung der Anlage in dieser Richtung bedeutet, hat uns auf der Rückfahrt die englische Kolonie Lagos gezeigt. Kaum ein Platz war früher an der Küste ähnlich gefürchtet wie dieser. Durch die Anlage moderner Einrichtungen in sanitärer Beziehung hat aber Lagos viel von seinem Schrecken verloren; noch heute ist, wie mir der Gouverneur daselbst bei unserem Besuche erzählte, die ganze Aufmerksamkeit der Regierung auf die Verbesserung des Platzes in diesem Sinne gerichtet. Ich möchte wünschen, daß das Kolonialamt oder die Budgetkommission sich entschließen könnten, für die in Dualla notwendigen Vor-arbeiten baldigst einen Posten in den Etat einzustellen.

Dualladorf.





Im übrigen macht Dualla mit seinen breiten Wegen, geräumigen Plätzen, sowohl was das europäische Quartier wie auch was den Sitz der Eingeborenen anlangt, einen günstigen Eindruck. Das Gouvernement mit dem Hospital, der Post und sonstigen Regierungsgebäuden konzentriert sich auf der hohen Jossplatte, über welche die Seebrise dahinstreicht. Am Strande bemerkt man die Handwerksstellen der Regierung und die Faktoreien. Auf der dahinter ansteigenden Höhe liegt das Eingeborenendorf. Leuchtend und in vollster Pracht erhebt sich hinter einem breiten Platze überraschend zunächst das Haus des Oberhäuptlings Manga Bell, das man getrost als einen Palast ansprechen darf. Es liegt in der Front eines großen Hofviereckes, rechts und links von ihm ziehen sich rückwärts die gallerieartig gebauten Wellblechhäuser mit erhöhter Rampe hin, in dem seine vielen Frauen und Sklavinnen ihr Heim haben. In der Mitte des Hofes erhebt sich ein zweites weites Haus im englischen Cottagestil mit einer an der ersten Etage umlaufenden breiten Veranda. Dort wohnt der Sohn des Oberhäuptlings Manga Bell, Rudolf Manga Bell, zusammen mit seiner Frau in christlicher Ehe. Wir statteten nach einem Mahle beim Bezirksamtmann dem alten Manga Bell, dem Sohn des Königs Manga Bell, der im Jahre 1884 die ersten Verträge mit den Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen geschlossen hat, die das Küstengebiet der deutschen Schutzherrschaft unterstellten, einen Besuch ab. Er war benachrichtigt und empfing uns mit Würde an der Schwelle seines Hauses. Im Parterre



desselben, einige Stufen hoch, ist sein Prunkgemach zum Empfang der Gäste. Man sieht, daß er diese Räume jedenfalls nicht selbst regelmäßig bewohnt. Hineingestellt ist in die großen Räume manches, was unserem Auge nicht recht passend erscheint. Manga Bell ist, als er vor drei Jahren Deutschland besuchte und damals vom Kaiser bei der Parade angesprochen wurde, bei seinem Aufenthalt in Berlin mit den einzukaufenden Sachen wohl nicht immer richtig beraten gewesen. Sein Auftreten aber, als er uns empfing, war durchaus würdig; er freute sich der Ehre, die wir ihm erweisen wollten und tauschte in geläufigem Englisch Höflichkeiten aus. Zu seiner Seite befand sich sein Sohn, der englisch und auch deutsch spricht. Wir mußten nach Sachlage unseren Besuch auf wenige Minuten beschränken, mich aber veranlaßte der Umstand, daß er mich sofort bei meinem vollen Namen ansprach, als er mich sah und mich besonders herzlich begrüßte, ihn an einem der nächsten Tage abermals aufzusuchen. Manga Bell war mir vor drei Jahren von einer Hamburger Firma zugeführt worden mit dem Wunsche, ihm eine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser zu verschaffen. Ich habe damals seinen Wunsch nicht erfüllen können, ihn vielmehr auf den instanzenmäßigen Weg verwiesen. Immerhin habe ich damals alsbald dem Kolonialdirektor eine Mitteilung von seinem Kommen gemacht, dem Manga Bell auch meinen diesbezüglichen Brief vorgelesen; die gewünschte Audienz aber hat er ohne mein Hinzutun erhalten.

Als ich über den Platz zu seinem Hause geschritten war,



Manga Bell's Besitztum.





trat Manga Bell bereits auf die Schwelle. Er freute sich ersichtlich meines wiederholten Besuches. Dann bin ich zwei Stunden bei ihm gewesen in eingehendem Gespräch. Durch die Trommelsprache war alsbald auch sein Sohn Rudolf Manga Bell herbeigerufen. Überraschend war mir, mit welcher Klarheit der Oberhäuptling die durch die veränderten Verhältnisse für seinen Stamm gebotenen Interessen erfaßte. Er erklärte: Ursprünglich hätten sie, die Duallas, den Handel von der Küste vermittelt. Jetzt seien die Weißen nicht mehr gewillt, ihrem Stamme den Handel zu lassen und sie müßten sich darein finden. Sie sähen auch ein, daß sie jetzt arbeiten müßten und daß sie nur durch Arbeit erreichen könnten, wonach in der Mehrzahl das Herz des Negers begehrt, nämlich eine größere Anzahl von Frauen ernähren zu können. Sie seien insbesondere auch bereit zur Landarbeit, aber — hier setzt die Klage ein — was nütze ihnen die Bearbeitung des Landes, wenn sie nicht sicher seien, dauernd das Land zu behalten. Es werde ihnen, den Schwarzen, vom Gouvernement kein Land ausgewiesen — das aber sei unbillig. Mit der Regierung im allgemeinen war aber Manga Bell durchaus einverstanden. Er erkannte rückhaltslos an, daß die Kulturverhältnisse, auch der Neger, bessere geworden seien. Was die Landausweisung anlangt, so ist mir mitgeteilt, daß neuerdings in Kamerun eine Grundbuchordnung erschienen und eine grundbuchmäßige Ausweisung von Land ermöglicht ist: ich höre aber, daß sie praktisch nur für die Weißen angewandt wird und noch nicht für die Schwarzen. Die An-

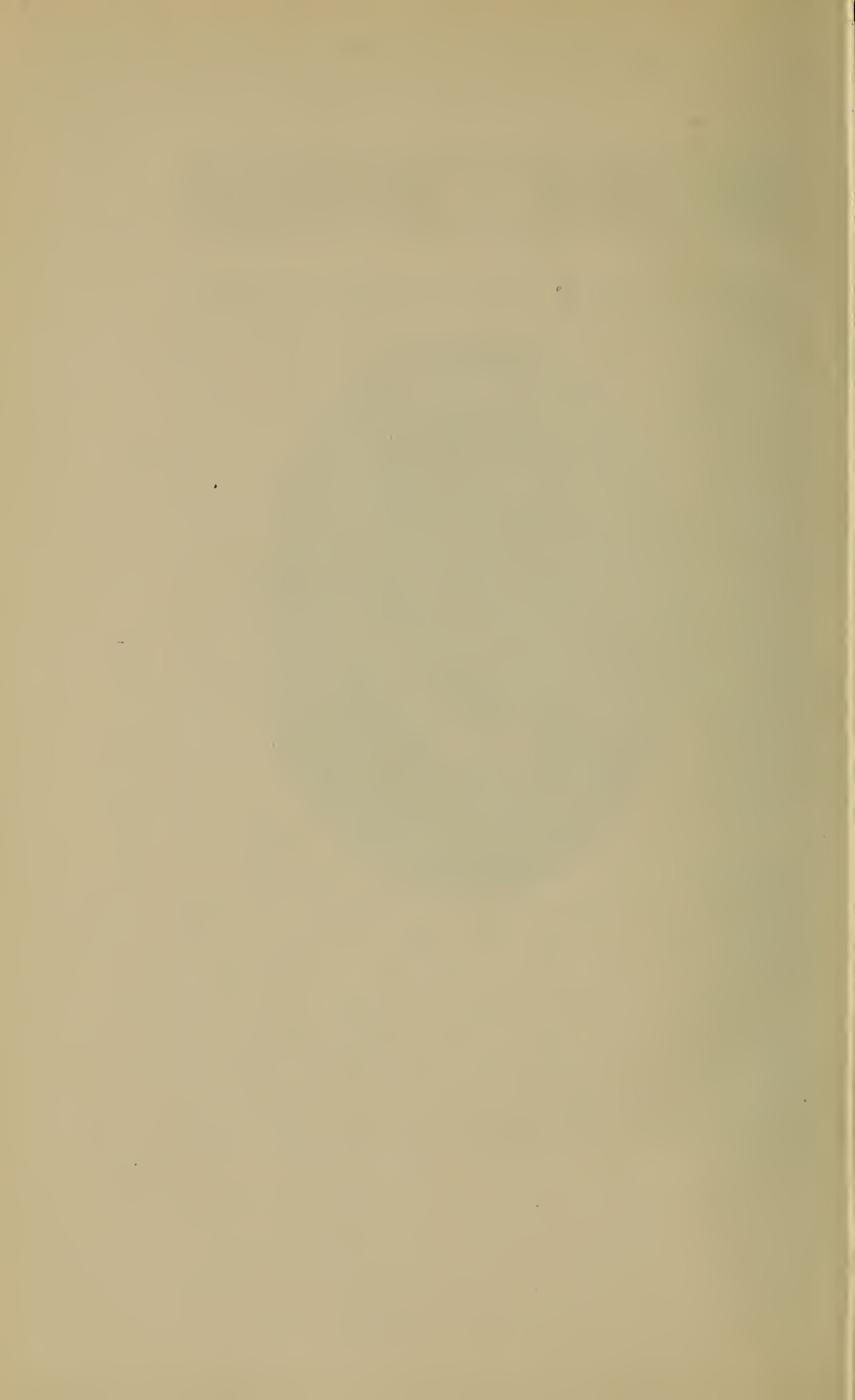


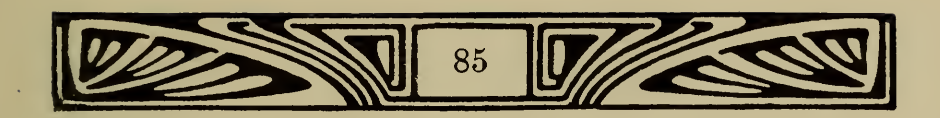
siedlung von schwarzen Arbeitern, vielleicht von Duallas, kann wohl für den Bahnbau Bedeutung bekommen. Nach dem Konzessionsvertrage hat der Unternehmer das in demselben näher bezeichnete Recht auf Landerwerb. Es dürfte für ihn zu erwägen sein, ob er es nicht am praktischsten ausnutzt, wenn er im Küstengebiet damit so schnell wie möglich die Negerplantage in die Wege leitet, die wohl am ehesten und nachhaltigsten die Bahn mit Produkten speisen kann. Daß an sich die Dualla arbeiten können, bewies uns das Wettrudern, welches sie uns zu Ehren am Tage unserer Abreise von Dualla bis zum Liegeplatz unseres Schiffes in gewaltigen Kriegskanoes, 50 Mann in einem jeden derselben, veranstaltet hatten. Es waren wahre Hünengestalten mit einer Muskulatur, wie eben nur der Neger sie aufweist, die da in schäumenden Wogen ruderten und von denen die Headleute nachher an Bord kamen, um die ausgesetzten Preise in Empfang zu nehmen. Mehr als einer von uns hat bewundernd gesagt: „Wenn die Kerle arbeiten wollten!“

Bei meinem Besuche bei Manga Bell wandte sich das Gespräch auch auf einen seiner Lieblingsgroßsöhne. Er fragte, ob er ihn studieren lassen sollte, damit er in Lagos lawyer werden könne. Ich habe es ihm ausgeredet und ihm geraten, er möge ihn Technik, insbesondere Brückenbau in Deutschland studieren lassen. Dann könne er in Kamerun bleiben, in seinem Volke etwas bedeuten und dazu Geld verdienen, zumal, wenn er es verstehen werde, mit dem einheimischen Holzmaterial zu arbeiten. Manga Bell ist



Manga Bell.





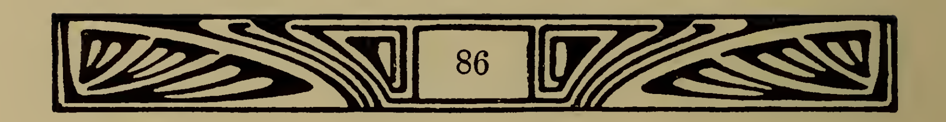
hierauf eingegangen, und ich habe den Knaben im nächsten Sommer zu erwarten.

Meinem Wunsch entsprechend zeigte mir Rudolf Manga Bell den ganzen Hof, die vielen Frauenhäuser seines Vaters mit hübschen Frauen- und Mädchengestalten. Merkwürdig, unser Geschmack war derselbe, dreimal haben wir das in Vergleichen auf die Probe gestellt. Zum Schluß ging ich mit ihm in sein Haus. Die Frau war abwesend und doch, wie fühlbar wurde der Gegensatz zwischen dieser Häuslichkeit in unserem Sinne und jenen anderen, in deren Mitte sie sich erhob. Manga Bell, dem ich eine kleine Aufmersamkeit mitgebracht hatte, wollte mich immer wieder beschenken, zum Schluß mußte ich zwei schöne Elefantenzähne annehmen, um ihn nicht zu verletzen.

Wie überall, so haben wir auch hier die Missionsschulen besucht. In der katholischen Mission sangen sie das Lied:

„Heil Dir im Siegerkranz,
Auch wir in Kamerun,
Sind Deine Kinder nun.
Heil Kaiser Dir.“

In der Baseler Mission lehrt man hier, wie in Edea, in Duallasprache und schafft damit eine undeutsche Verbindung unter den Kindern verschiedener Negerstämme. Einzelne von uns haben einer Gerichtsverhandlung beigewohnt. Ein Neger hatte eine Fischerhütte angesteckt. Ein Dolmetscher spielte naturgemäß die Hauptrolle. Bei dem Palaver fehlten keineswegs etwa die Kriminalstudenten. Der Neger hat direkt

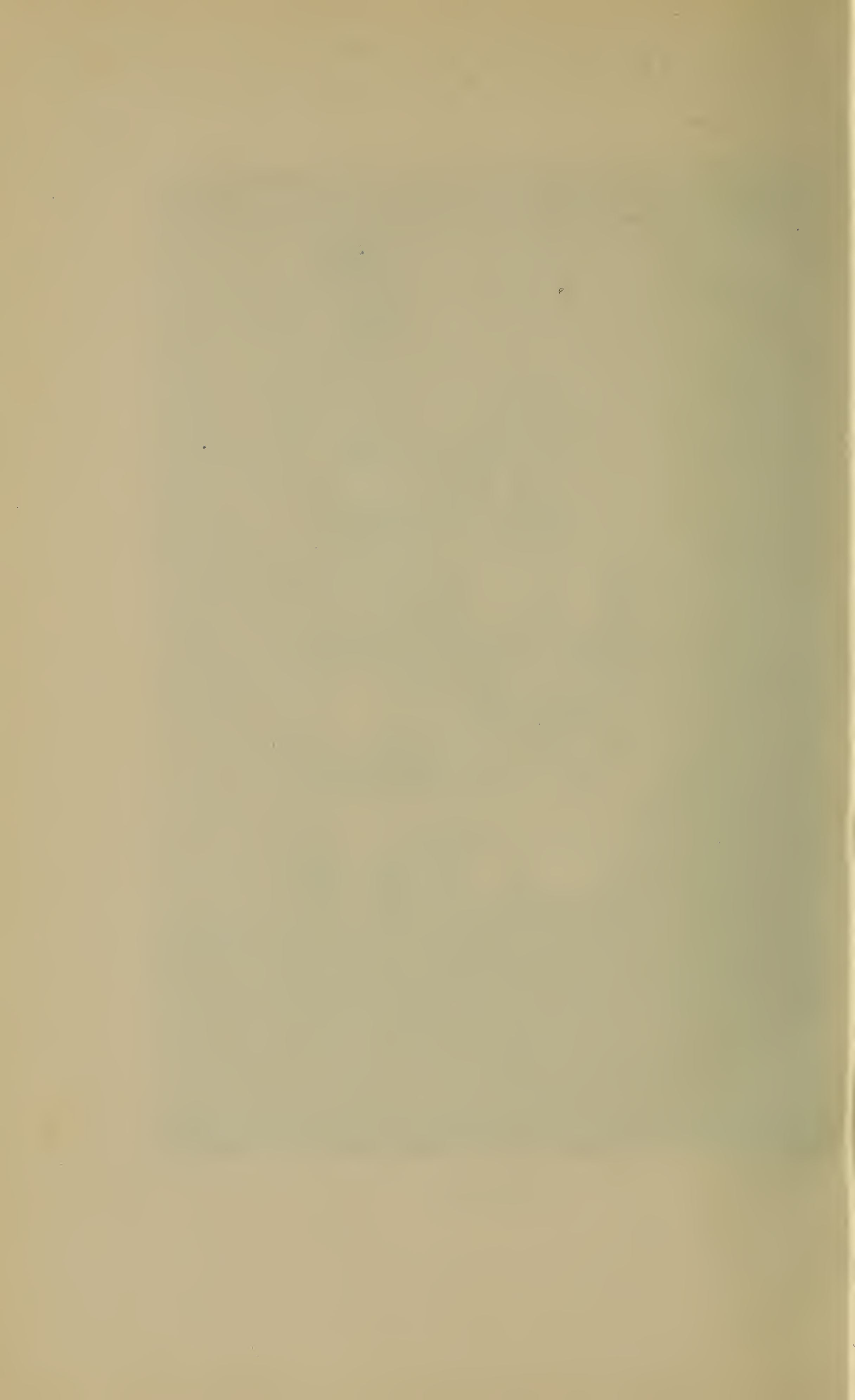


Freude an Gerichtsverhandlungen. Sie bilden eine geradezu erstaunliche Einnahmequelle für die Verwaltung.

Der Hauptanziehungspunkt aber war doch für uns Abgeordnete immer wieder in Dualla der Gedanke an die Bahn und an ihren Endpunkt gegenüber dem Strom an der Hickory-halbinsel, Bona Beri. Zweimal sind wir mit Geheimrat Lenz hinübergefahren und haben die Örtlichkeit besichtigt. Das erstemal zu Lande, das zweitemal zu Wasser, als wir den Wuri hinaufgingen. In einer Breite von etwa einem Kilometer streckt sich Bona Beri zwischen zwei Wasserläufen in die Kamerunbucht. Der Rücken der Halbinsel mag etwa 30 m hoch über dem Wasser liegen. An der Spitze liegt die Woermannfaktorei. Bisher ist der Ausgangspunkt der Bahn so gedacht, daß sie auf der Höhe der Mitte der Halbinsel entlang läuft, ein Stück von der Woermannfaktorei abschneidet und dort in einen in das Wasser demnächst hineinzubauenden querstehenden Eisen-Pier ausläuft. Daran soll das Seeschiff festmachen. Auf der Höhe ist eine Sammelstelle gedacht. Ich muß in diesem Zusammenhang darauf verzichten, ohne Planzeichnungen näher auf die Angelegenheit einzugehen, aber das Eine will ich doch bemerken: Ich bin der Ansicht, daß bei Wiederkehr der Bahnvorlage die Budgetkommission des Reichstages ihr Augenmerk darauf richten muß, daß die ganze Hickorihalbinsel oder Bona Beri von Reichswegen, wenn nicht expropriiert, so doch unter einen großzügigen Bauplan und unter Sperrrecht des Reiches gestellt werden muß. Gewiß ist für den Anfang der jetzige



Duallafrauen.



Eisenbahnplan praktisch ausgedacht. Aber es steht mir außer Zweifel, daß, wenn wirklich die Bahn dasjenige wird, was sie werden soll und muß, eine gewaltige Hinterlandsbahn, welche die Produkte Adamauas auf dem schnellsten Wege in den deutschen Hafen bringen soll, der Endpunkt dieser Bahn allen Umfanges dem privaten Eigentum und der Spekulation schon jetzt entzogen werden muß. Was in dieser Richtung heute versäumt wird, ist schon nach teilweiser Herstellung der Bahn kaum mehr einzuholen. Heute wird das landeinwärts gelegene Ufer von Bona Beri bereits von verschiedenen Faktoreien blockiert. John Holt & Co., die Baseler Mission und andere mehr haben dort Gebäude errichtet und erst neuerdings ist der Übergang von Privateigentum an andere Private vermittelt. Solcher Spekulation muß ein Ende bereitet werden. Das Wasser landeinwärts hinter Bona Beri ist nach den Karten, die ich gesehen habe, teilweise 8 m tief, dort liegt ein mäßig großes Seeschiff also schon jetzt außerhalb der starken Strömung. Die Zukunft aber dürfte sich vielleicht so ausgestalten, daß die Bahn nicht nur, wie jetzt projektiert, in der Mitte der Halbinsel läuft, sondern daß sie sich, wenn nicht mit ihrem Hauptgeleise, so doch mit ihrem Nebengeleise auf halber Höhe am östlichen Ufer entlang zieht. Dann würde man am Strande zwischen Bahn und Wasser noch Lager und Zollschuppen errichten können. Dies wäre von Bedeutung, wenn etwa einmal ein Exportzoll der Ware auferlegt würde. Ohne Kraftvergeudung könnten dann die Bulkartikel vom Zuge bis in das am Strande liegende



Seeschiff entladen werden. Freilich will ich damit nicht aussprechen, daß etwa die Bahn ihrerseits das Ufergelände jetzt in Beschlag nehmen soll, sondern ich meine, das zu tun, wäre Sache des Reiches und der Kameruner Verwaltung. Können dafür zurzeit die wahrscheinlich übersehbaren Mittel nicht parat gestellt werden, so sollte man der weitergehenden Bebauung von Reichswegen einen gesetzlichen Riegel vorschieben und insbesondere den Bauplan und die Straßenzüge schon heute so vorsehen, daß die Hauptstraße von Bona Beri in eine große Fähranlage ausmündet. Denn es ist mir kein Zweifel: Wenn überall die Hoffnungen sich verwirklichen, die man jetzt an eine Hinterlandsbahn knüpft, so muß sich der Handel und das Geschäft auf die andere Seite des Stromes nach Bona Beri hinüberziehen. Bis dahin möge man übrigens die Budimandörfer auf der Mitte der Halbinsel ruhig an Ort und Stelle belassen. Das hochgelegene südliche Ufer, beginnend mit der Jossplatte, wird in seiner hohen Lage dereinst das Wohnquartier für Europäer werden. Die zweckmäßige Verbindung beider Ufer dürfte rechtzeitig vorzusehen sein.

Ich würde es mit Freude begrüßen, wenn bei der bevorstehenden zweiten Beratung der Manengubabahn in der Budgetkommission den Mitgliedern derselben, soweit Dualla in Frage kommt, ein ausgiebiges Planmaterial vorgelegt würde. Ich habe die Überzeugung, daß damit das sachliche Interesse bei der Beratung erhöht, das Reichsinteresse rechtzeitig in Schutz genommen nnd der ganze großartige Bahnbaugedanke entsprechend gefördert werden würde.



Duallamädchen.





In besonders freudiger Erwartung der Ereignisse, fanden wir Abgeordneten uns am 5. September in der Frühe um 6 Uhr am Fallrepp der „Eleonore Woermann" zusammen. Längseits lag der Flußdampfer, das Kanonenboot „Soden", weiter zurück der Reservedampfer „Mungo". Der „Soden" sollte uns zunächst stromabwärts in den nach Süden sich erstreckenden Quaqua-Creek und durch denselben Sanaga aufwärts bis zu den gewaltigen Stromfällen bringen, die bei Edea 80 m sich in die Tiefe ergießen. Der Quaqua-Creek führt durch Mangrovensümpfe. Melancholisch steigen die Mangrovenbäume mit weißlichem Stamm wie die Birke, aber mit dunklem Laub aus dem überfluteten Boden hervor. Das Auge vermag kaum die Blätterhülle mehr als 1 m tief zu durchdringen. Nur hier und da bringt die heitere helle Weinpalme Abwechslung in den Uferrand, vermutlich, wo der Boden sich etwas erhebt. Ob der Creek von den Fröschen seinen Namen hat, weiß ich nicht. Ein klassisch besonders gebildeter Kollege persiflierte irgend eine herbe Kritik dem Orte entsprechend mit den Worten:

„Quamvis sint sub aqua sub aqua maledicere tentant."

Wo das Ufer trocken wurde, zeigten sich Negerhütten. Fischer waren auf Kanoes beim Fange. Wir riefen sie heran, und ich selbst kaufte, als die „big mammi" von meinen Kollegen bezeichnet, für unsere Mahlzeit an Bord Fische ein, die unseren Brassen ähnlich sahen und wohlschmeckend waren. Zwei gewaltige geräucherte Fische gab ich unseren Schwarzen

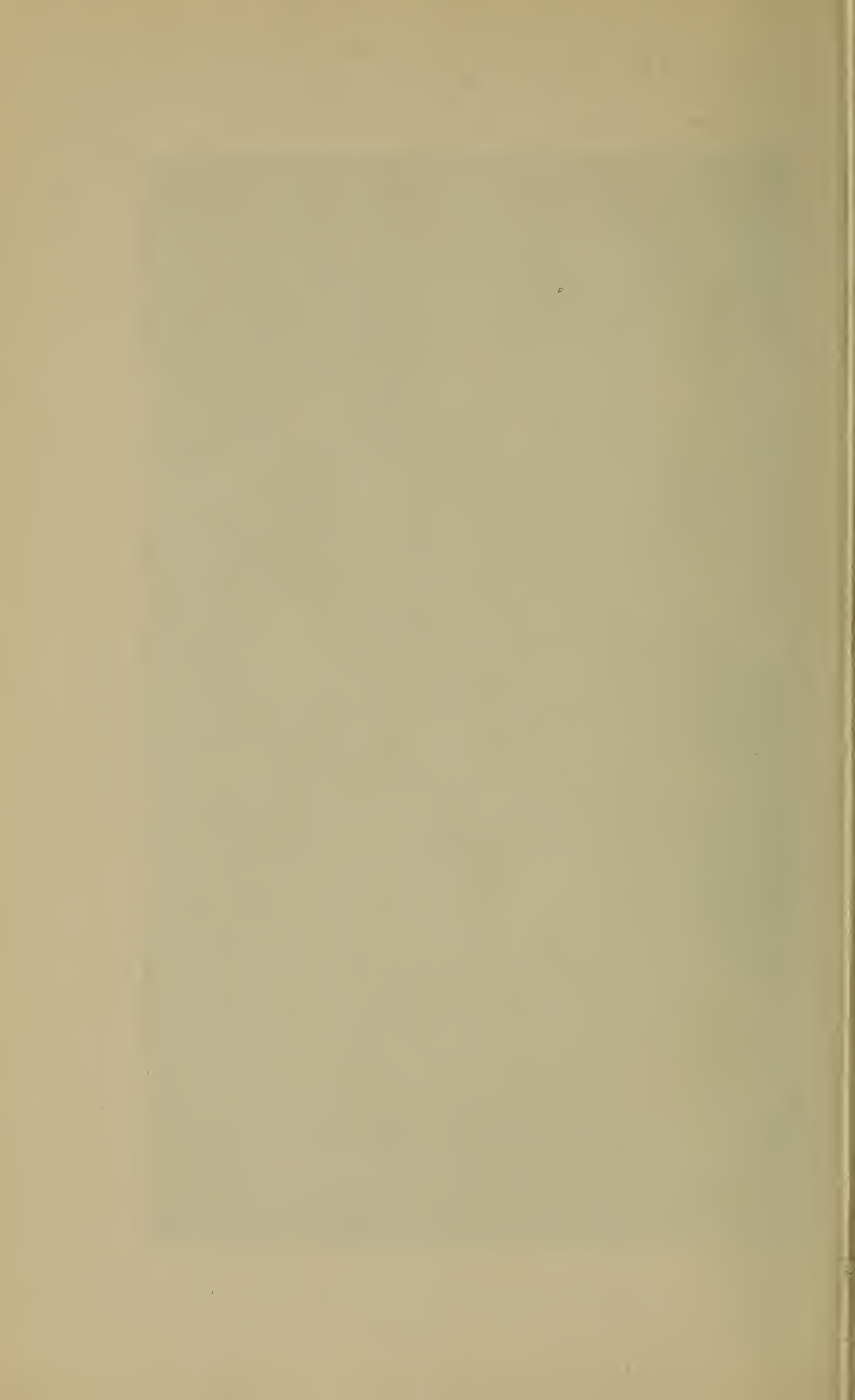


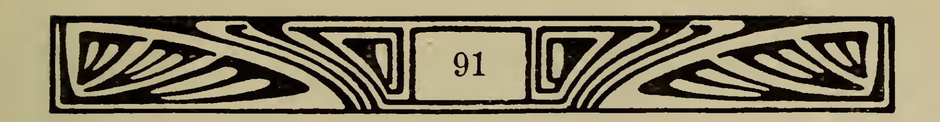
an Bord, die, soweit ich bemerken konnte, nicht einmal die Gräten davon übrig gelassen haben. Ihr Hunger scheint überhaupt unersättlich. Zwei Ziegen, die wir von Häuptlingen unterwegs als Gastgeschenk erhalten haben, waren, ob zufällig oder absichtlich, an Bord zu kurz angebunden und am Eingehen. Kaum hatte ich sie den Negern preisgegeben, als sie auch mit dem Messer darüber herfielen.

Gegen 12 Uhr mittags erreichten wir den eigentlichen Sanagastrom, eine gewaltige blendende Wasserfläche. Obwohl die Sonne nur durch die Wolken schien, wirkte die Lichtfülle so stark auf meine Augen, daß ich mich meiner grauen Schutzbrille im Koffer erinnerte, die ich glücklicherweise mitgenommen hatte. Trotz derselben sah ich noch wie bei uns an hellen Sommertagen. Zur Linken passierten wir das Palutinerkloster Mariaberg. An der Bekleidung der am Ufer sichtbar werdenden Neger konnte man die Nähe der Mission erkennen. Wo die Missionare einwirken, gewinnt die Kleidung der Schwarzen offenbar an Ausdehnung, zumal beim weiblichen Geschlecht. Das Wasser des Sanaga war von bräunlicher Färbung und hoch gestiegen. Unser Dampfer mit dem großen Heckrad am Hinterteil des Schiffes hatte eine erhebliche Strömung zu überwinden. Große Inseln unterbrachen den Flußlauf, da aber, wo die Strombreite sich verengerte oder wo das Schiff sich dem Ufer näherte, schwelgte man in der Pracht des Urwaldes. Wie eine feste grüne Gallerie traten seine Wände hart ans Wasser heran. Oberhalb von Mariaberg ist die rechte



Im Quaqua-Creek.





Stromseite, die zu unserer Linken lag, ganz vom Urwald bedeckt. Papageien, Pfefferfresser und Affen erscheinen hier und da in den Wipfeln der Bäume, Fischreiher und Seeadler fliegen über den Strom. Ein hoher Baum mit glänzend roten Tulpenblumen zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im großen und ganzen aber ist es nur eine große grüne Wand. Anders das linke Ufer zu unserer Rechten! Auf mäßige Tiefe ist dort der Urwald niedergeschlagen. Mächtige Baumwollenbaumstämme liegen hier und da entzweigt, schon vom Grün überwuchert, mit der Spitze oder Wurzel noch den Strom hemmend, aber fast überall ist die Lichtung besetzt mit Anpflanzungen der Neger, und hart am 50 m zurückliegenden Urwald sprießt bereits die schlanke Ölpalme, gewissermaßen bestrebt, zum Licht sich emporzustrecken, wo der Urwaldschatten beseitigt ist. Inmitten dieser Pflanzungen liegen am Ufer die Negerhütten bald bündelweis zusammen, bald einzelne Gehöfte. War es bekannt geworden, daß der Dampfer die vielen Weißen hinaufbringe oder war es nur die Neugierde? — Die Insassen der Häuser mit Frauen und Kindern standen vor ihren Hütten! Wer nur das linke Sanagaufer sieht, muß erstaunt fragen, ob das wirklich einer der menschenarmen Urwalddistrikte ist, von denen man in den Reisebeschreibungen liest. Hier hat die Lichtung am Wasser jedenfalls nicht nur Pflanzenkulturen, sondern Kinder, zwar nicht in Hülle, aber doch in Fülle hervorgebracht. Man fragt sich unwillkürlich, wie es kommt, daß das linke Sanagaufer so stark bevölkert erscheint, während

das doch klimatisch unter demselben Verhältnis stehende rechte Ufer, fast unbewohnt, nur den Urwald aufweist. Man hat mir gesagt, die rechte Sanagaseite berge im Urwald die Sklavendörfer des Häuptlings Togo von den Bakokos, aber ich habe mir auf diese Erklärung einen Vers nicht machen können. Tatsache aber ist ein anderes. Auf der linken Seite läuft der Telegraphendraht flußabwärts und die dort sitzenden Bakokohäuptlinge werden von der Regierung gezwungen, den Draht vom Urwald freizuhalten. Ich möchte mehr als in allen anderen Erklärungen hierin die Ursache finden, daß das linke Sanagaufer durch Negerplantagen bebaut und relativ dicht bevölkert ist. Wenn diese Erklärung richtig sein sollte, so gibt diese Tatsache zugleich einen Fingerzeig nach der Richtung, daß man beim Bahnbau durch den Urwald die Ausrodung nicht zu schmal vornehmen möge, wenn man anders gleichzeitig mit der Besiedelung derjenigen Strecken rechnen will, die an der Bahn liegen. Überaus bemerkenswert aber ist mir der Umstand, daß in den Lichtungen am Sanaga überall die Ölpalme offenbar üppig gedeiht. Man möchte wünschen, daß an der Stelle des erdrückenden Urwaldes dieser nützliche und schöne Baum schon längst Platz gefunden hätte. Das Sanagagebiet bis Edea hinauf könnte eigentlich schon heute eine gewaltige Palmenwaldung sein. Bereitwillig wollte ich auf die Schönheit des undurchdringlichen Pflanzenwuchses dagegen verzichten, der teilweise noch gewaltiger als etwa im botanischen Garten in Viktoria uns am Ufer entzückte, wo dasselbe sich in größerer Höhe erhob und hart ins Wasser abfiel.



Urwaldpartie.





So sind wir den Tag über flußaufwärts gefahren. Als es dunkelte, kam uns mit einem Kanoe der Bezirksamtsmann von Edea entgegen. Unser schwarzer Kapitän hatte die Instruktion erhalten, unter keinen Umständen bei Nacht zu fahren. Treibende Baumstämme können in der Dunkelheit für den immerhin leicht gebauten Dampfer verhängnisvoll werden. Daher war er im Begriff, zu Anker zu gehen. Aber der liebenswürdige Bezirksamtmann wollte uns gar zu gern in Edea selbst übernachten lassen und riet zur Weiterfahrt auch im Dunkeln. Wir waren geteilter Ansicht. Das Nachtlager auf dem halb offenen Dampfer am Rande des Urwaldes erschien zwar geheimnisvoll poetisch, aber Ruhe am Lande galt einigen von uns doch als zuverlässiger. Während wir noch hin und her sprachen, machte zu meinem größten stillen Ergötzen — ich war einer von denen, die den Urwald vorzogen — unser schwarzer Kapitän unserem Palaver ein kurzes Ende, er blies einfach den Dampf ab und behielt gerade noch Kraft genug, um von dem bewohnten rechten Ufer möglichst weit fort an die Seite des Urwaldes am linken Ufer zu gelangen. Dort warf er den Anker aus. Die Kajüte wurde geräumt, die Feldbetten mit den Moskitonetzen darüber wurden aufs Deck gebracht und je drei hintereinander mit den weißen Moskitonetzen darüber der Länge nach aufgeschlagen. Zwischen den beiden Reihen blieb nur ein schmaler Gang. Allmählich erschienen in demselben in allerhand vagen Nachtkostümen sechs weiß gekleidete Abgeordnete und krochen unter ihre



Netze. Unschuldsvoll lagen sie da, wie Backfische in einem Mädchenpensionat, die Lichter wurden ausgemacht, damit die Fieber bringende „Anopheles“ nicht aus den Negerdörfern am rechten Ufer angezogen wurde. Hinter dem Waldrand trat der Mond heraus und überstrahlte mit seinem weißen Licht den weiten Strom. Aus dem Urwald klangen geheimnisvolle Stimmen. Ein fideler Kollege aber taufte unser Nachtquartier als das „Hotel zur lustigen Anopheles!“

Unser Reservedampfer Mungo war uns übrigens auf dieser ersten Fahrt zeitweilig abhanden gekommen. Nur mit Hilfe der Trommelsprache der Neger gelang es, ihn wiederzufinden, so daß seine Lichter wieder hinter uns auftauchten. Kaum aber brach der nächste Tag herein, als auch der „Soden“ seine Fahrt wieder aufnahm. Noch in der Morgenfrühe langten wir gegen 9 Uhr auf der Station Edea an. Herrlich lag das weiße Stationsgebäude auf der Höhe vor uns. Wir stiegen unter der Führung des Bezirksamtmannes hinauf und haben mit ernsten, das Land betreffenden Gesprächen bis zum Nachmittag dort anregende Stunden verlebt. Wir haben die Regierungsgebäude besehen, die Mission besucht, die dort ansäßigen Kaufleute gesprochen. Am meisten interessiert hat uns der von Togo hierher versetzte Bezirksamtmann selbst. Ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß der erfahrene Landwirt, der den Posten bekleidet, berufen sein möchte, recht lange auch unter dem heißen Himmel daselbst auszuhalten, denn ich glaube, daß Edea einmal eine der wichtigsten Stationen sein wird. Von hier aus führt der nächste und ein=



Am Sanaga.





fachste Weg ins Jaundegebiet und an die stark bevölkerten Ufer des oberen Niongk. Edea gilt als besonders schwül. Der Wasserstaub, mit dem die Luft aus den nahen Sanagafällen geschwängert wird, mag dazu beitragen. Wir haben dort einen schweren Tropenregen erlebt, aber der Regen setzte glücklicherweise erst ein, als wir von der Besichtigung der Edeafälle zurückgekehrt waren.

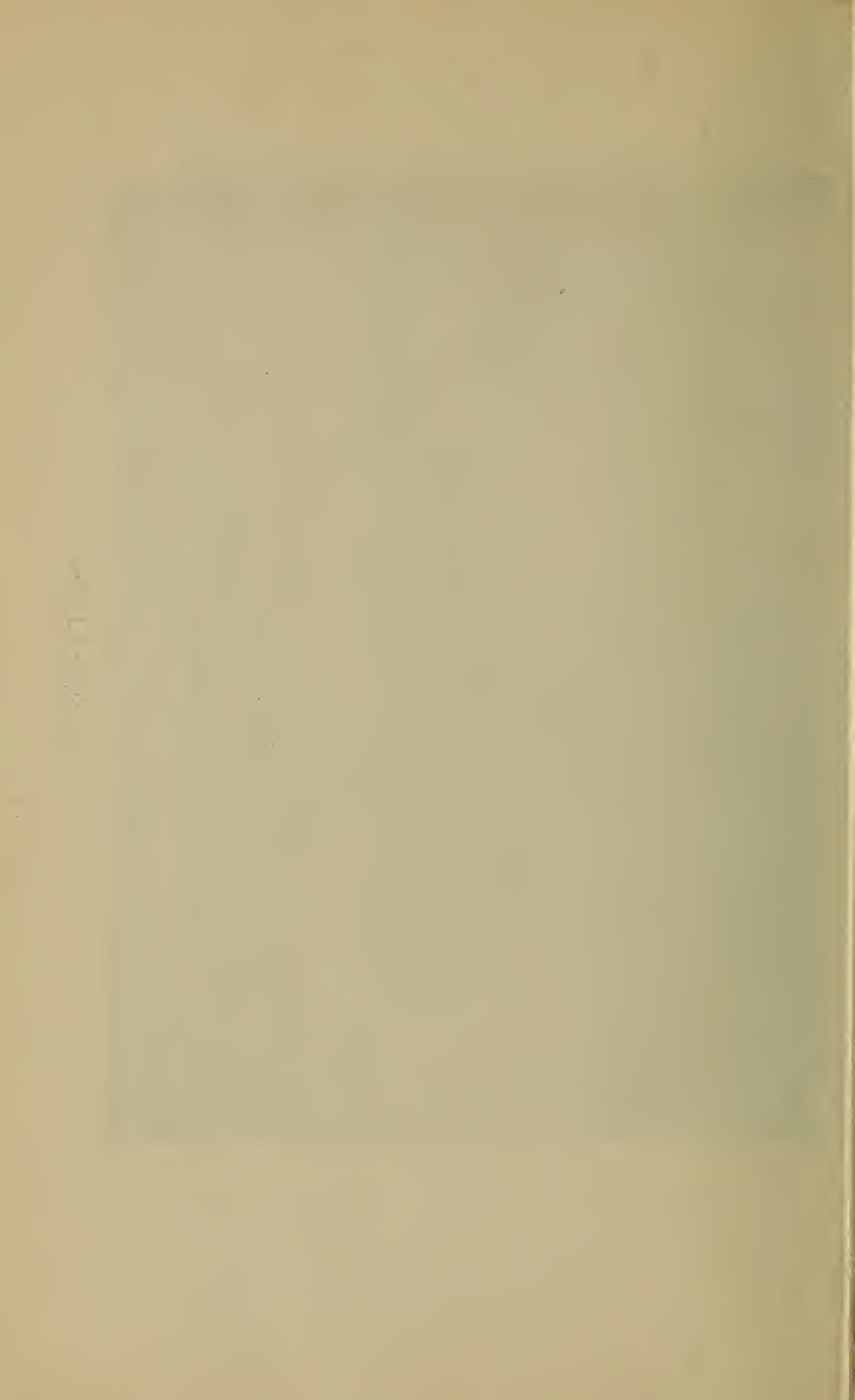
Denn dorthin hatten wir vom Bezirksgebäude aus zunächst die Fahrt wieder aufgenommen. Der Station Edea gegenüber liegt im Sanaga eine mächtige Insel, urwaldbedeckt. Schon von der Veranda der Station eröffnet sich ein erster Blick auf einen der großen Sanagafälle. Zwischen dem Grün der Bäume glänzt das Weiß der herabstürzenden Wasser. Aber der Hauptfall liegt auf der anderen Seite jenseits der Insel am Fluß. Wir umfuhren sie auf dem „Soden" und näherten uns nunmehr der lang sich dahin ziehenden weißen Schaumflut, die den Kessel ausmacht, in den die nördlichen Fälle hineinstürzen. Mit dem Bezirksamtmann vertrauten wir uns einigen schwankenden Kanoes an, die uns ans nördliche Sanagaufer brachten und durch den Wald ging es bergan. Einige Neger mit schweren Buschmessern bahnten den Weg, bis wir die Höhe gewonnen hatten und nun auf einer Felsplatte neben dem Strome standen, der hier 80 m hinunterstürzt. Im Halbkreis sieht man drei gewaltige Wasserfälle, unterbrochen durch baumbedeckte Felsinseln, aus der Tiefe quillt der Wasserdampf. Aus geheimnisvoll, dunstiger bleiweißer Höhe rauschen die Wogen herunter, schwer, massig,

gelb und wo sie anprallen, sprüht der Gischt. Stumm haben wir eine Weile dieses herrliche Schauspiel genossen. Dann bin ich allein mit dem Bezirksamtmann die Wand hinuntergestiegen, um, wenn möglich, die ganze Größe dieser Wasserpracht von einer unten liegenden Felsplatte photographisch aufzunehmen. Nur der kräftigen Hand des an größere Strapazen gewöhnten Mannes habe ich es zu danken, daß mein Photographenkasten und ich heil unten angekommen sind. Auf der Platte versuchte ich schnell einige Aufnahmen zu machen. Sie sind mir nicht gelungen. Der aufsprühende Wasserdunst hat wohl alles verwischt. Nur einzelne kleinere Aufnahmen habe ich mit heimgebracht, immerhin eine Seltenheit, denn von einer photographischen Aufnahme der Fälle habe ich bisher nichts feststellen können. Bei der Aufnahme aber mußte ich eilen, denn schon fühlte ich trotz meines Tropenhelmes die sengende Sonnenglut im Nacken, so daß ich von weiteren Versuchen abstand. Als ich die Höhe wieder hinaufgekommen war, mochte es gern zu regnen beginnen. Meine Kleidung war ohnhin durch die körperliche Anstrengung so naß geworden, als wenn ich im Flusse selber gelegen hätte. Mit den Sanagafällen war das Ziel erreicht, das, wenn möglich, zu gewinnen, wir uns schon in den ersten Tagen unserer Reise vorgenommen hatten.

Erst als wir von der Sanagatour nach abermaligem Nächtigen auf dem Wasser in Quaqua-Creek, und zwar wie ich glaube, unter klimatisch recht ungünstigen Verhältnissen,



Sanagafälle bei Edea.





wieder an Bord unseres Hauptschiffes gekommen waren, wurde unter uns der Entschluß zur Tat, nunmehr die noch übrige Zeit zu einer gleichartigen Fahrt den Wuri hinauf bis Jabassi auszunutzen. Jabassi gilt als der nächste Stapelplatz, sowohl für den Export wie für den Import. Freilich mußten wir es fertig bringen, die Fahrt während eines Tages hin und zurück zu machen, also für die Rückfahrt jedenfalls auch mit der nächtlichen Dunkelheit rechnen. Aber unser Vertrauen zu unserem schwarzen Kapitän hatte sich durch die Tage zuvor ins Grenzenlose gehoben. Im recht engen Fahrwasser des Quaqua-Creek hatte er wohl oder übel die Nacht zuvor im Dunkeln fahren müssen, nachdem wir zeitweilig dort festgekommen waren, und ich hatte erkannt, daß er ein Paar Augen haben müsse wie ein Luchs. Er erklärte mir denn auch in seinem Neger-Englisch, daß er der Fahrt völlig sicher sei, nur müsse Herr v. Brauchitsch der „small governor", so genannt im Gegensatz zu dem „big governor" in Buea ihm eine besondere Erlaubnis erteilen. Hier will ich einfügen, daß die Versuchung, mit den Negern englisch zu sprechen, groß ist, wenn man sieht, daß sie solchenfalls besser verstehen. Nichtsdestoweniger mußte ich meinen Kollegen Recht geben, wenn sie immer wieder darauf hinwiesen, man möge doch das schlechte Beispiel vieler deutscher Angestellten nicht nachahmen, sondern die Neger überall an die deutsche Sprache gewöhnen. Die Frage nach dem Fahren in der Dunkelheit erledigte sich am einfachsten dadurch, daß Herr v. Brauchitsch die Güte hatte, unserer Bitte, die Fahrt mitzumachen, nach-

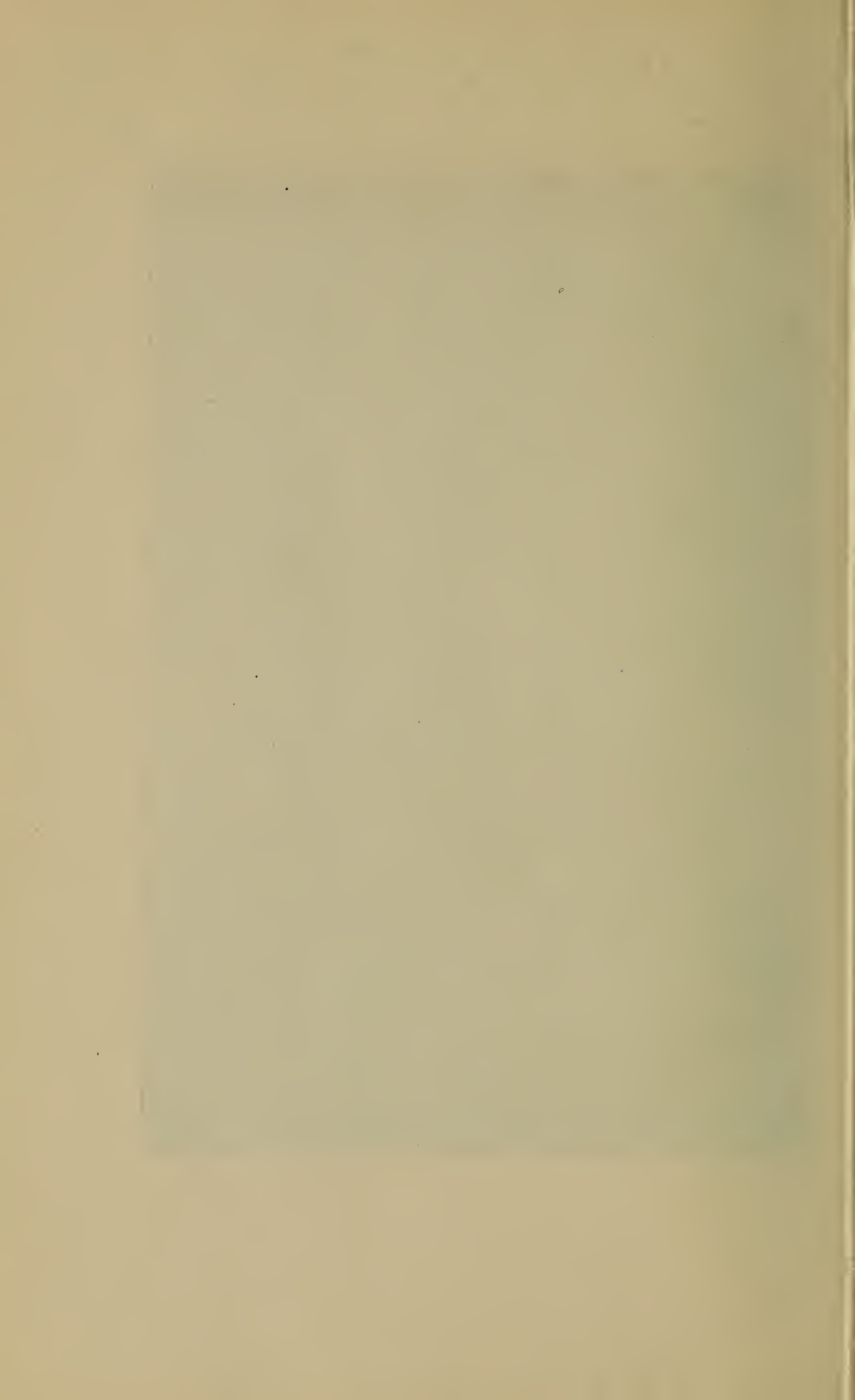


zukommen. Freilich haben wir die elegante Gastfreundschaft, die derselbe uns erwiesen hatte, an Bord nicht erwidern können. Sein schwarzer Koch hatte uns in geradezu raffinierter Weise mit allerhand Landesprodukten regaliert: als großartiges Gericht ist mir eine gebratene Schnitte der Eierfrucht und ein Salat aus Palmenmark in der Erinnerung geblieben. Wir konnten ihm nur von den mitgenommenen Vorräten und dazu Mosel und Bumswasser bieten, aber dieser letzte Reisetag in Kamerun hat uns doch eine abermals lehrreiche und fröhliche Fahrt geboten. Die Ufer des Wuri sind erheblich anders geartet als diejenigen des Sanaga. Der Wuri ist nur ein Fluß und nicht ein Strom wie der Sanaga. Auch ist er nicht in der gleichen Weise durch den Urwald eingeengt; seine Ufer sind zum großen Teil flacher, wahrscheinlich häufig überschwemmt. Über dieselben schweift der Blick hinaus über Busch, Negerpflanzungen und allerhand Palmen ins Weite. Es war ein heller Tag und gleich von vornherein sahen wir im fernen Hintergrund blaue Höhenzüge in nordöstlicher Richtung. Größere Warenkanoes begegneten uns mit schwarzen Familien darauf, viele Fischerboote. Am überschwemmten Ufer aber plätscherten die Neger in dem auch an diesem Tage offenbar über die Ufer getretenen Wasser vor ihren Hütten.

Gegen Nachmittag traten flußaufwärts die Vorberge des Lolako schärfer ins Licht, halb links auch in weiter Ferne Gebirgszüge, die einige von uns geneigt waren, bereits als die Manengubaberge anzusehen, teilweis lange Rücken, auf-



Am Wuri.





fällig ein einzelner spitzer Kegel. Die genauen Namen vermochten auch die landeskundigen Herren uns nicht zu sagen. Um 3 Uhr tat sich eine niedrige Höhe vor unseren Blicken auf, auf der an der rechten Flußseite die Station Jabassi liegt. Wir machten am Lande fest. Unser immerhin nicht kleines Schiff war in der Strömung nicht leicht an den richtigen Platz zu bringen, wo wir trockenen Fußes aussteigen konnten. Die Taue wurden ausgebracht, das vordere Tau um einen Pfahl gelegt, den Pfahl aber mußten sechs schwarze Polizeisoldaten festhalten. An der Landungsstelle trafen wir eine Anzahl von Haussas, die sich, wie ich schon erwähnte, mit überaus tiefen Verbeugungen als eine Deputation zu erkennen gaben. Aber unsere Zeit war diesmal recht begrenzt, und wir mußten alles, was wir dort erlebt haben, mit einer gewissen Eile über uns ergehen lassen. Wir stiegen den Hügel hinan zur hoch gelegenen Station und hier eröffnete sich talwärts ein herrlicher Blick den Fluß hinunter. Während wir den uns gebotenen Kaffee dankbar genossen, gaben einzelne zur Erinnerung an den Besuch ihre Post dort auf. Ein Brief, den ich absichtlich dort dem schwarzen Postmeister übergeben habe, ist glücklich angekommen, freilich drei Wochen später als ich selbst. Wir haben dann die nähere Umgebung gesehen mit ihren Faktoreien. Ich nahm auch von hier den Eindruck mit, daß manche Arbeit schon geleistet sei. Auch dieser Platz dürfte eine Zukunft haben, wenn auch nicht in dem Maßstabe wie Edea, welches die nächste Straße nach Jaunde bietet. Auch wird die Manen-

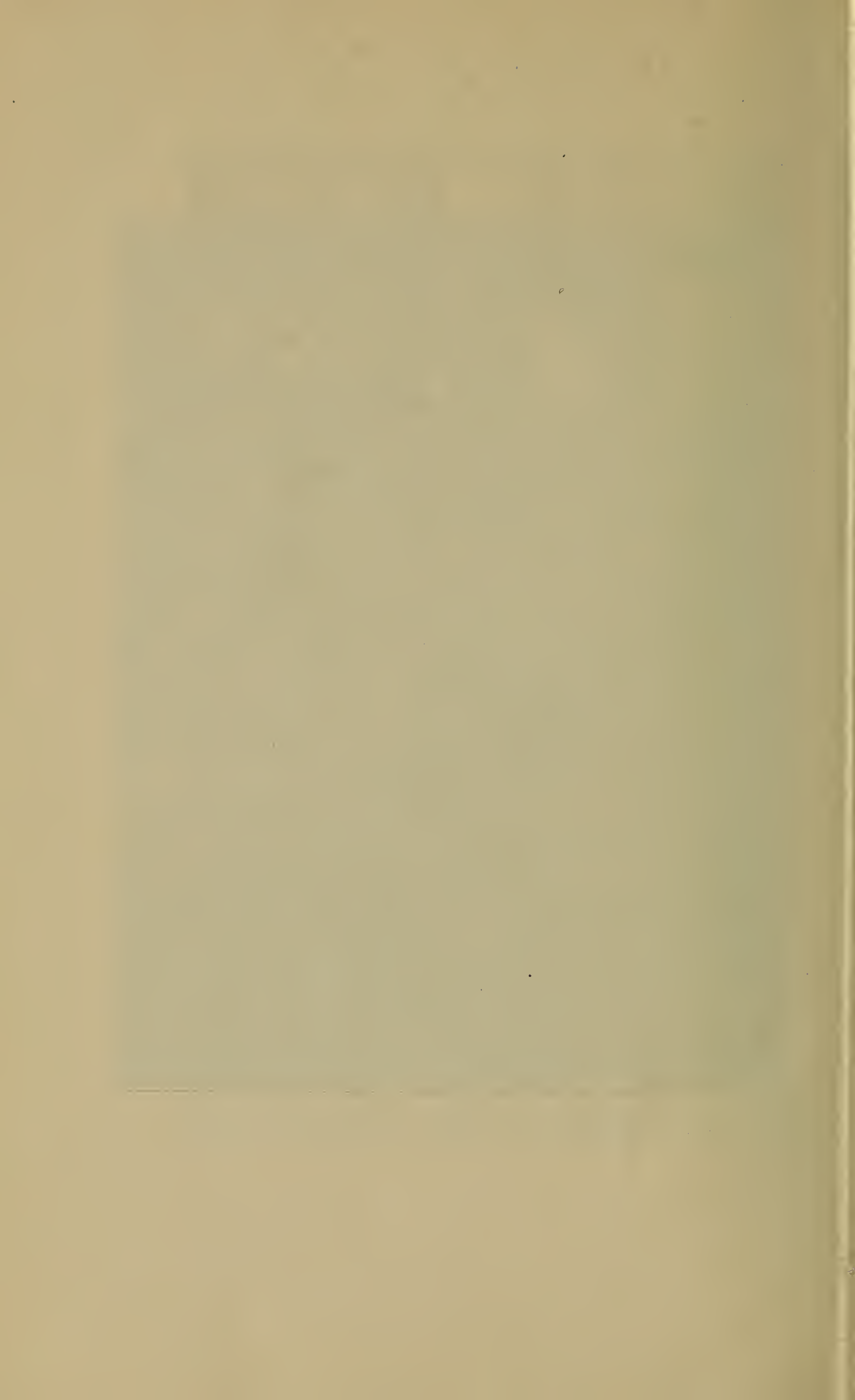


gubabahn den vom Norden herkommenden Verkehr wohl dereinst direkt nach Dualla ableiten. Nur zwei Stunden Aufenthalt haben wir Jabassi widmen können. Wir mußten wieder an Bord, wenn wir unser, dem Kapitän gegebenes Wort einlösen wollten, noch in derselben Nacht wieder auf der „Eleonore Woermann" einzutreffen, die am nächsten Morgen die Anker lichten wollte. Aber diesen letzten Reisetag hatten wir als einen herrlichen genossen nach dem alten Afrikawort: to-day be to-day. — Heute ist Heut!

Dann sind wir heimgekehrt. Noch einmal haben wir Viktoria angelaufen, um den Gouverneur und die Herren in Viktoria, die uns so gastlich empfangen hatten, auch bei uns an Bord zu sehen. Dieselbe Freude haben wir einige Tage später in Togo gehabt. Dort ging ein alter Dahomey-Franzose, der die ganze Küste kannte, an Land, um nach 13 Jahren den Ort Lome einmal wieder zu sehen. Er kam zurück mit der Erklärung: „ce n'est pas une transformation que vous avez faite depuis treize années, mais c'est une création." Ich wollte, seine liebenswürdige Gegenüberstellung würde überhaupt für die deutschen Kolonien in absehbarer Zeit zur Wahrheit. Ich bin nicht als Kolonialschwärmer hinausgefahren, auch nicht als solcher zurückgekommen, halte vielmehr eine deutsche Weltpolitik für möglich, auch ohne den Besitz eigener Kolonien. Das Prinzip der offenen Tür würde für den Absatz unserer Industrie genügen, zumal dann, wenn wir durch eine entsprechende Ausgestaltung unserer Machtmittel zu Lande und zu Wasser in der Lage



Zwischendeckspassagiere an Bord der „Eleonore Woermann".

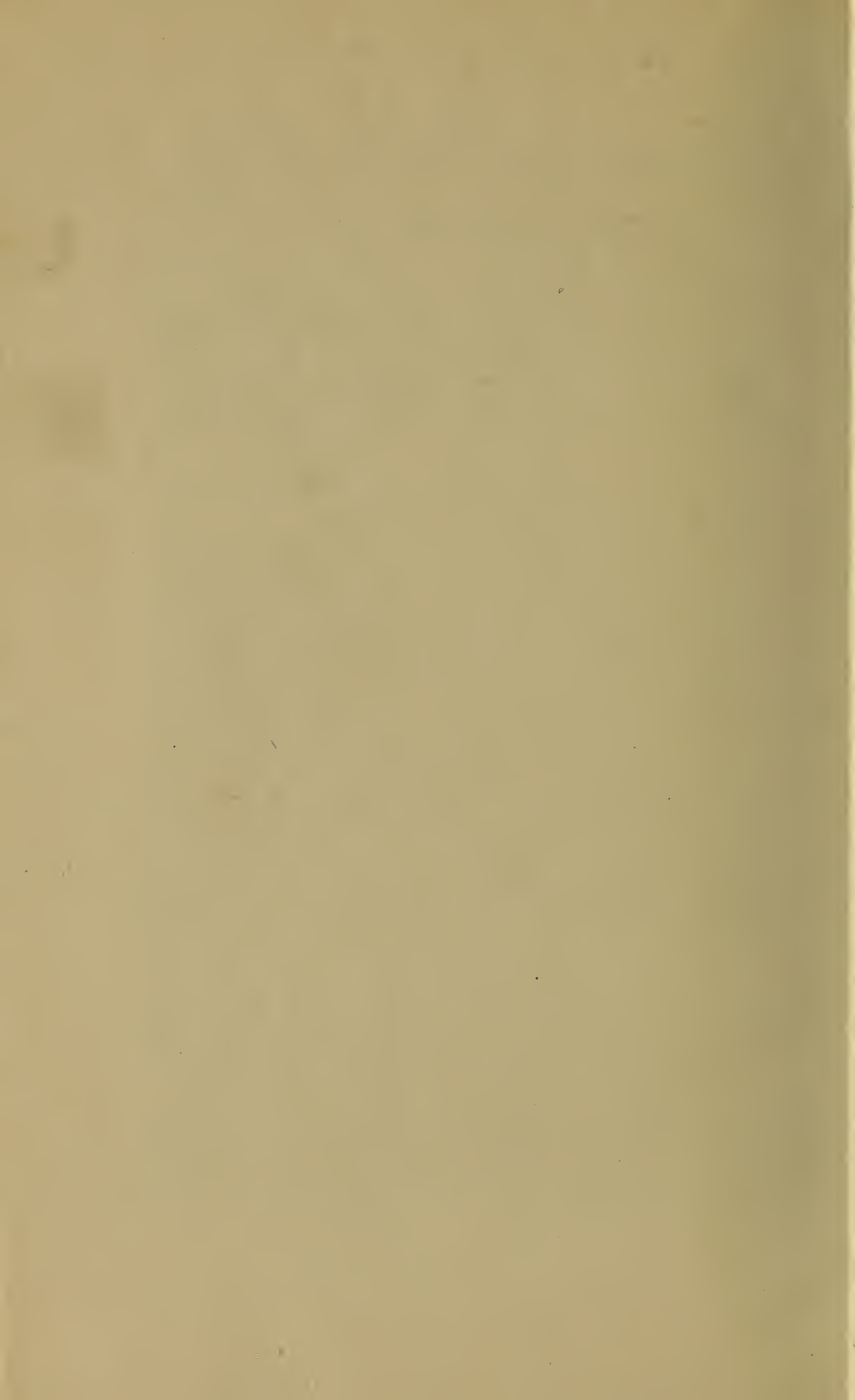


sind, uns gegen Unbilligkeiten seitens anderer Nationen auch auf wirtschaftlichem Gebiete zu schützen. Ich würde in solchem Falle eine weitgehende Kolonialpolitik neidlos, insbesondere unseren französischen Nachbarn, die dafür anscheinend eine besondere Befähigung haben, überlassen.

Aber weil wir einmal Kolonien erworben haben, weil wir ferner für die eigene Heimat eine Schutzzollpolitik im agrarischen Interesse gewollt haben, so ist es allerdings nur konsequent, daß wir nunmehr auch den Versuch machen, in unseren Kolonien diejenigen Tropenprodukte heranzuziehen, deren Import wir für unsere Industrie nicht entbehren können und die wir anderenfalls aus tropischen Gegenden, insbesondere von den Vereinigten Staaten beziehen müssen. Die Kolonialpolitik ist sonach bis zum gewissen Maße eine Folge unserer Agrarpolitik. Daraus aber ergibt sich, daß wir auch ohne Aufstandsbewegungen vor dem Zwange stehen, für unsere Kolonien, insbesondere für Kamerun mehr zu tun, als bisher. Wir werden die Prinzipien revidieren müssen, nach denen bisher verwaltet worden ist und wir werden die Opfer für die Verwaltung einerseits und für die Erschließung der Kolonie andererseits nicht scheuen dürfen.

So haben sich auch viele der weitblickenden Männer mir gegenüber ausgesprochen, die wir in Kamerun und Togo kennen gelernt haben. Zu ihnen waren wir gekommen als landfremde Menschen. Wir sind von ihnen geschieden als befreundete Leute, die es sich angelegen sein lassen wollen, auch in der Heimat den Interessen der deutschen Kolonien zu dienen. Das soll auch die Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter.


Tschad-See
Kuka
Ft. Lamy
Kusseri
Schari
Gando
Kano
Zaria
Gujba
Gombe
Bauchi
NORD-NIGERIA
Márua
Bussa
Zungeru
Niger
Bida
Keffi
Muri
Yola
Garua
Lamé
Ft. Archambault
Sansane-Mangu
DAHOMEY
Nikki
Jendi
TOGO
Salaga
Tchaourou
Carnotville
Ilorin
Loko
Benuë
Wukari
GOLDKÜSTE
Kete
Kratschi
Ibadan
Oyo
Abomey
LAGOS
Abeokuta
Lokoja
Ngaumdere
Misahöhe
Porto Novo
Lekki
Lagos
Kotonou
Ouidah
Mahin
Benin
SÜD-NIGERIA
Asaba
Onitsha
Rumde
Kpong
Noëpe
Anecho
Lome
Akra
Volta
Abo
Ossidinge
Bamenda
Fontem
Jokó
Kunde
Garao
Old-Calabar
KAMERUN
Carnot
Joh. Albrechts-Höhe
Bertua
Bangui
Jabassi
Buea
Wuri
Duala
Sanaga
Victoria
Edéa
Bania
Gr. Kamerun B.
Fernando Póo
Lolodorf
Nola
Klein Batanga
Kribi
Ebolwoa
Lomië
Longji
Gross Batanga
Dscha
Sanga
Nielle
Congo
Campo-Station
Ngoko
ATLANTISCHER OCEAN
FRANZÖS. KONGO
Die auf der Reise berührten Orte sind unterstrichen.
Östl. Länge v. Greenwich
C. Opitz, Geogr. Anst. Leipzig.



Der Reichskanzler Graf von Bülow bittet für die ihm durch Uebersendung der Bände „Auf weiter Fahrt" erwiesene Aufmerksamkeit seinen verbindlichen Dank und seine Anerkennung für die patriotische und national-pädagogische Tendenz dieser Bände entgegenzunehmen.

Auch der mir vorliegende 3. Band verdient es, die weiteste Verbreitung zu finden. Das elegant ausgestattete und mit reichem Bilderschmuck versehene Buch kann nur dazu beitragen, im patriotisch gesinnten Teile unserer Bevölkerung Verständnis und Teilnahme zu erwecken für die deutsche Flotte und für unsere Kolonien.

Generalleutnant Freiherr v. Dincklage.

„Auf weiter Fahrt" scheint uns zur Beschaffung für Regiments-, Lazarett- und Mannschaftsbibliotheken, sowie Prämienzwecken hervorragend geeignet. „Milit. Lit. Ztg.", 7. Juli 1904.

Band III

(20 Bogen mit 16 Vollbildern und 1 Dreifarbendruck), **gebunden M. 4.50.**

Gewidmet Seiner Hoheit dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Vorwort. Von Kapitänleutnant z. D. Wislicenus
v. Neumayer, Wirkl. Geheimrat, Professor Dr. Ritter, Besteigung des Kosciusko-berges in den australischen Alpen.
v. Werner, Vizeadmiral z. D., Im Boot auf dem Ozean.
v. Liebert, Generalleutnant z. D., Eine Reise zum Kilima-Ndscharo.
— Dar-es-Salaam.
Kühne, Vizeadmiral z. D., **Die erste preußische Expedition nach Ostasien.**
Dr. **Graf v. Pfeil**, Meine erste Forschungsreise.
Graf v. Bernstorff, Korvettenkapitän a. D., Lamajagd in Patagonien.
Dr. **O. Franke**, Legationssekretär, **In den Diamantbergen von Korea.**
Jerrmann, Kapitän Ludwig, Entmastet.
Leue, Hauptmann a. D., Ostafrikanische Löwen.
Dr. **Schulze**, Von der Altmark nach Atchin.
Joh. Wilda, Wie eine „Weite Fahrt" anno 70 unterbrochen wurde.
Gerstung, Korvettenkapitän a. D., Ueberraschung auf hoher See.
Schwabe, Hauptmann Kurd, Von Tsingtau nach Nanking.
P. S., Zuviel Nächstenliebe.
Jerrmann, Kapitän Ludwig, Ohne Loots.
P. S., Im Kochboot.
Wislicenus, Kapitänleutnant a. D., **Von Aomori nach Wladiwostók.**

„Mit dem verbindlichsten Danke für Zusendung des III. Bandes ‚Auf weiter Fahrt' verbinde ich den Ausdruck großer Freude über das wohlgelungene, prächtige Buch. Ich bin in der Lage, dasselbe uneingeschränkt zu empfehlen und wünsche herzlich, daß das Unternehmen fortgeführt wird." Ober-Studiendirektor Dr. Ziehen.

Band IV

(20 Bogen mit 16 Vollbildern und 4 Porträts), **gebunden M. 4.50.**

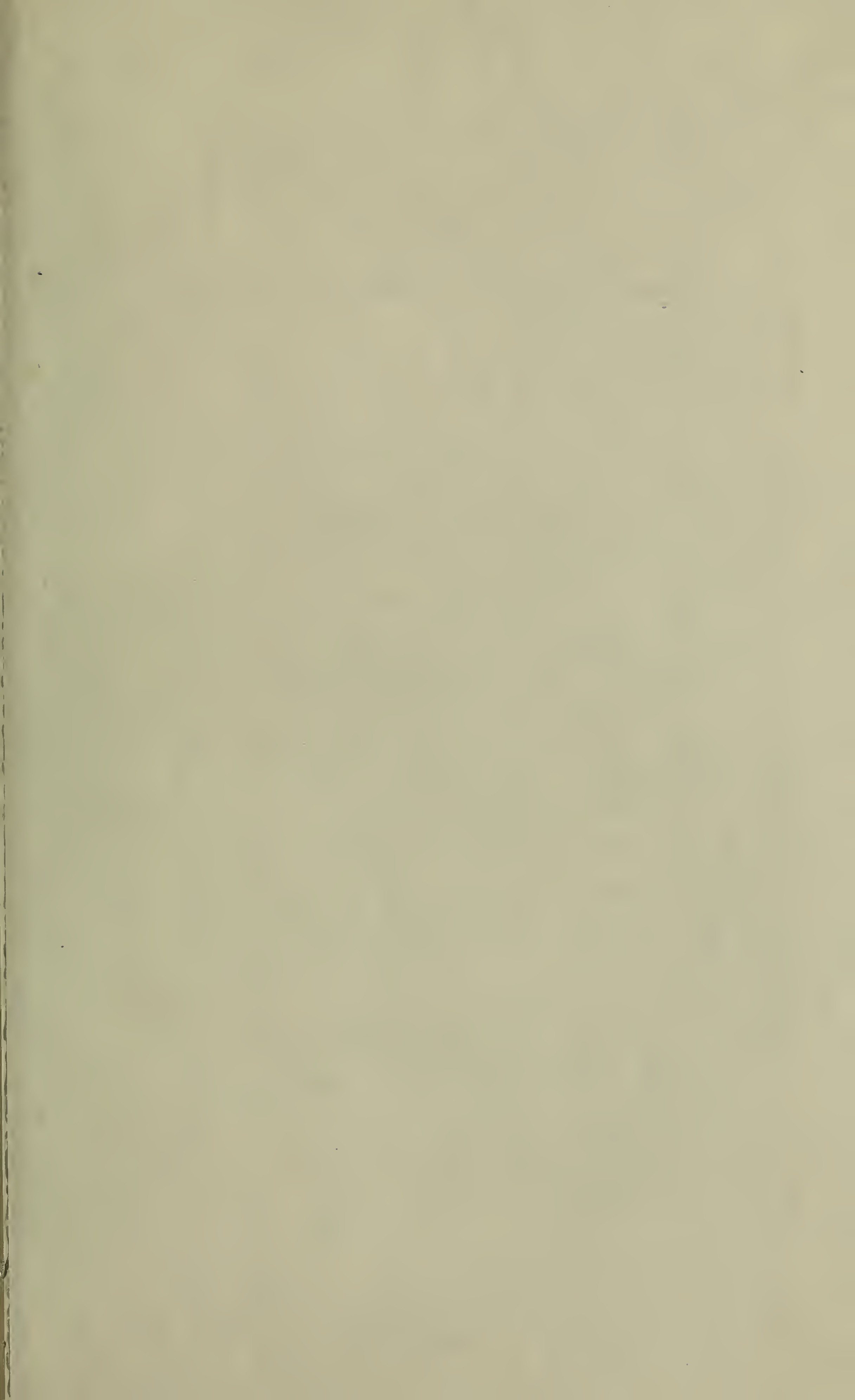
Gewidmet Seiner Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Geleitwort. Von Kapitänleutnant a. D. G. Wislicenus.
v. Liebert, Generalleutnant z. D., Hermann v. Wissmann †.
† **Graf Wolf Werner von Arnim**, Leutnant, Patrouillenritte im Hererolande.
v. Liebert, Generalleutnant z. D., Uhehe als deutsches Siedelungsland.
Rosendahl, Konteradmiral z. D., Unsre Panzerdivision im Boxerkriege.
v. Schkopp, Eberhard, Aus Marokkos Vergangenheit und Gegenwart
Meuß, Kapitän z. S. z. D., Oberbibliothekar im Reichsmarineamt, Meine Begegnung mit Malietoa Laupepa von Samoa.
v. Morgen, Oberstleutnant, Kamerun.
† **Kurt Hildebrand v. d. Marwitz**, Leutnant, Brief eines, der auszog und nicht heimkehren wird.
Goedel, Konsistorialrat, Japanisches.
Dr. **Sander**, Marinestabsarzt a. D., Eine Nilpferdjagd auf dem Wami.
Dr. **O. Finsch**, Kaiser Wilhelm-Land. Eine friedliche Kolonial-Erwerbung.
Schwabe, Hauptmann Kurd, Ein Jagdritt durch Südwestafrika.
Heims, Marinepfarrer a. D., Die chinesische Mauer.
Leue, Hauptmann z. D., Mein Konversationslexikon.
Leßner, Oberleutnant, Aus meinen Kameruner Briefen.
Fritsch, Oberleutnant, Kreuz und quer durch Peking.
Dr. **Kuhn**, Stabsarzt, Ein Ritt ins Sandfeld in Südwestafrika.

Das ausgezeichnete, von Vaterlandsliebe und edler Wahrhaftigkeit getragene Buch, das so reiche Schätze an spannenden Mitteilungen enthält, verdient von Alt und Jung gelesen zu werden. Es ist im besten Sinne des Wortes ein Volksbuch, das in keiner Bücherei, in keiner Schule fehlen sollte, das jedem Hause zur Zierde gereicht. Mit seinen vortrefflichen Bildern ein Weihnachtsbuch von bleibendem Werte. Generalleutnant von Alten.

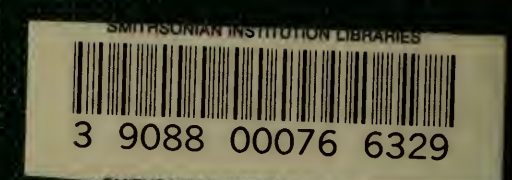
Druck von Fr. Richter in Leipzig.

1904








SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00076 6329